Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 1117. Band.

XII. Serie. 17.

Say and Seal. Von Elisabeth Wetherell und Amy Lothrop.

Fünfter Band.

Wurzen,

Verlags-Comptoir.

1860.

Say and Seal

oder

Der Schulmeister von Pattaquasset.

Von

Elisabeth Wetherell,

Verf. von: „Die weite, weite Welt“, „Die Berge des Shatemuc“ u. s. w.

und

Amy Lothrop,

Verf. von: „Dollars und Cents“.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Fünfter Band.

Wurzen,

Verlags-Comptoir.

1860.

Say and Seal

oder

Der Schulmeister von Pattaquasset.

Fünfter Band.

Erstes Kapitel.

Mistreß Stoutenburgh ward wieder gesund und Faith nahm sich demzufolge vor, es so einzurichten, daß sie Doctor Harrison so wenig als möglich zu sehen bekäme, bis Mr. Linden wieder in Pattaquasset sein würde.

Was sind aber menschliche Absichten und Pläne! Faith ward selbst krank, und anstatt fern gehalten zu werden, bekam Doctor Harrison dadurch Gelegenheit, sie alle vierundzwanzig Stunden wenigstens zwei Mal zu sehen.

Es war ein trauriges Vorrecht, diese sonst so sanften Augen von der unheimlichen Gluth des Fiebers leuchten und die wechselnde Farbe auf diesen schönen Wangen zu sehen. Als jedoch nach einigen Tagen sich klar herausstellte, daß Faith's Fieberanfall nichts

Gefährliches hatte, freute der Doctor sich wahrscheinlich über Etwas, was ihm einen so guten Vorwand zu so häufigen Besuchen gewährte. Die Ungenirtheit und Autorität seines Berufes drängte die Formalitäten in den Hintergrund, und Faith ohne ein weiteres Ceremoniell als das der Freundschaft sehen und sprechen, und ihre Hand berühren zu können, war ein Genuß, der so groß war, daß man ihn nothwendig verlängert zu sehen wünschen mußte.

Faith war eine folgsame, geduldige Patientin, und Doctor Harrison's Fürsorge grenzenlos, obschon die Krankheit nicht beunruhigend war, nicht einmal für Mistreß Derrick, denn er versicherte ihr, daß keine Ursache dazu vorhanden sei.

Eine Woche lang mußte jedoch Faith das Bett hüten, und selbst Doctor Harrison war froh, als sie am Ende derselben wieder aufstehen konnte, besonders vielleicht deßhalb, weil sie doch nicht weiter kam als in leichten bequemen Gewändern bis in ihren Lehnstuhl. Dabei war auch sein Amt noch nicht zu Ende, denn das Fieber — eine Art Wechselfieber — kehrte immer noch zuweilen zurück und verwehrte ihr, etwas Anderes zu thun als sich zu pflegen.

Nicht genau in diese Kategorie der Pflicht fielen die Briefe, welche Faith diese ganze Woche geschrieben. Sie hatte sie geschrieben, aber wie — das

wußten der schmerzende Kopf, die brennenden Finger, und die fieberhaften Augen am besten. Eine Unterbrechung des Briefwechsels würde aber Mr. Linden die Ursache haben vermuthen lassen und dann wußte Faith, daß keine Rücksicht ihn abgehalten haben würde, zu ihr zu eilen.

Es war jetzt gegen das Ende der Studienzeit, er arbeitete schon angestrengt und sie konnte nicht zugeben, daß sich ihm abermals ein Hinderniß in den Weg stelle. Sie wenigstens wollte nicht die Ursache davon sein. Und deßhalb wurden die Briefe Zeile um Zeile, so wie sie einen Augenblick dazu fähig war, geschrieben.

Wegen ihrer französischen Ausarbeitungen mußte sie sich natürlich unter einem erlogenen Vorwande entschuldigen. Und Faith dankte dem Himmel von Grund ihres Herzens, als sie am Ende der Woche aufstehen und sich ein wenig ankleiden und in ihrem Lehnstuhle sitzen und die Diamanten wieder auf ihrem braunen Hausrocke funkeln sehen konnte.

Es war jetzt April und ein milder Frühlingstag. Ein kleines Feuer brannte in dem Kamine, während ein offenes Fenster in einer kleinen Entfernung das Geflüster und den Duft des Frühlings hereinließ und das schlichte altmodische Zimmer traulich und hübsch aussah, wie gewisse Zimmer unter Einflüssen, die

sich nicht beschreiben lassen, auszusehen pflegen. Nichts konnte einfacher sein. Nicht einmal die altmodische Eleganz von Mr. Linden's Zimmer war hier zu sehen, denn dieses da war blos weiß getüncht mit blauen Streifen dazwischen und mit dem einfachsten Meublement versehen. Gerade diese Einfachheit und Reinheit aber harmonirte mit der Frühlingsluft und dem heiter leuchtenden Feuer und bildete eine schöne Staffage für die Gestalt, die in dem großen Lehnstuhle vor dem Feuer saß. Ihr blondseidnes Haar war geordnet, die ruhigen braunen Falten ihres weiten Hausrockes umhüllten sie und das Blitzen der Diamanten verlieh dem ganzen Bilde eine ausgeprägte Wirkung. Faith war allein und sah sehr glücklich aus.

Es fehlten nun bis zu Mr. Linden's Rückkunft nur noch wenige Wochen. Er wollte dann auf längere Zeit kommen, um auszuruhen und sie zu sehen, und Faith hatte ihn seit Januar nicht gesehen. Mistreß Stoutenburgh's Krankheit und Faith's darauf folgende Ermüdung hatten ihm zum Theil erklärt, warum die Briefe so kurz waren und die französischen Ausarbeitungen fehlten, aber sie wußte, daß diese Entschuldigung nicht lange mehr Stich halten konnte. Seine letzten Briefe waren schon in besorgterem Tone geschrieben und in ihren Erkun-

digungen specieller gewesen — wie freute sie sich, daß sie nun bald keinen Grund mehr zu Ausflüchten haben sollte!

Theils hierüber, theils über das, was sie gelesen, nachdenkend, saß Faith diesen Nachmittag in der eben beschriebenen Weise da, als das wohlbekannte Pochen an ihrer Thür ihren jungen Freund Reuben Taylor verkündete.

Er trat mit heiterer Miene ein — wie traurig war dieselbe gewesen, so lange Faith das Bett hatte hüten müssen! — und mit beiden Händen voll angenehmer Dinge. Die eine Hand war buchstäblich voll von Schlüsselblumen, und als er auf sie zukam und ihr seine andere Hand reichte, schien es Faith, als ob ein großer Klumpen Frühlingsgold vor ihren Augen schwebte.

„Liebe Miß Faith," sagte Reuben, „ich glaube nicht, daß Jemand dankbarer dafür sein kann als ich, Sie wieder wohler zu sehen. Sie fühlen sich heute wieder kräftiger als gestern, nicht wahr?"

„Die Pflicht des Dankbarseins liegt vor allen Dingen mir ob, Reuben, dies fühle ich heute. Wie freundlich von Dir, daß Du mir diese Schlüsselblümchen bringst! Ja — ich fühle mich heute wieder kräftiger als gestern."

Daß Faith noch nicht sehr kräftig war, ging

hinreichend aus der Art und Weise hervor, auf welche ihre Hände auf ihrem Schooße und auf der Lehne des Stuhles lagen, eben so wie aus den Linien ihres bleichen, ruhigen Gesichtes. Körperkraft blühte nicht darin. Reuben sah sie mit forschendem Blicke an und kniete dann, wie er oft zu thun pflegte, neben ihrem Stuhle nieder.

„Kann ich vielleicht Etwas für Sie thun," fragte er, „ehe ich auf das Postbureau gehe? Es ist beinahe Zeit."

„Fülle mir das Glas dort mit Wasser, Reuben, damit ich diese schönen Blumen nicht verwelken zu lassen brauche. Weiter bedarf ich jetzt Nichts."

Reuben ging fort und sein Platz ward gleich darauf durch Mistreß Stoutenburgh ausgefüllt, welche, alles Abredens ungeachtet, darauf bestanden hatte, Faith zu besuchen. Dann blieb Faith der ruhigen Gesellschaft ihrer Schlüsselblumen überlassen, bis Reuben vom Postbureau zurückkam.

Er näherte sich Faith's Stuhle, nahm den Brief heraus, erbrach das äußere Siegel — eine Ceremonie, die er gewöhnlich in ihrer Gegenwart vollzog — und wollte eben den Brief aus dem Couvert ziehen, als der Doctor eintrat, um seinen Abendbesuch zu machen. Der Doctor sah ein Tableau — Faith, die Schlüsselblumen und Reuben — Mistreß Derrick am Fenster

sah er kaum, eben so wenig als was die Andern vorhatten; daß er aber irgend Etwas unterbrochen hatte, war klar — sogar die Atmosphäre des Zimmers schien gewissermaßen erschrocken zu sein, und obschon Reuben's Stellung sowohl den Brief als seine Hände verdeckte, so war es doch gewiß, daß die Hände geschäftig waren.

Was er darin hatte und was daraus ward, das konnte der Doctor nicht sagen, denn ehe er noch ordentlich in das Zimmer herein war, hatte der Brief sich wieder in Reuben's Tasche geflüchtet, und Reuben trat zurück und stellte sich hinter Faith's Stuhl.

Der Doctor schlug ihn mit einem: „Wie geht's, junger Freund?“ leicht auf die Schulter, und redete dann Faith mit der Ungezwungenheit an, welche sein Beruf als Arzt ihm mit seiner Eigenschaft als Freund zu vereinigen gestattete. Der Doctor benutzte diesen Vortheil, erlaubte sich aber nicht mehr, und selbst Faith konnte nicht sehen, daß hinter seinem freundlichen, vergnügten Auge und Lächeln sich ein wärmeres Gefühl barg.

„Wie fühlen Sie sich heute?“ sagte er.

„Ich glaube, das brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen,“ antwortete Faith lächelnd. „Ich bin so wohl, daß ich mich an Schlüsselblumen erfreuen kann.“

„Ich freue mich, dies zu hören, aber Sie dürfen nicht zu viel in diesem Buche lesen," sagte er, indem er einen Blick auf ihre Bibel warf.

„Warum nicht?"

„Sie müssen ruhig bleiben."

„Wie lange noch?"

„Das kommt darauf an. Es hängt Ihnen immer noch ein wenig Fieber an, welchem ich durch andere Mittel entgegenarbeiten werde, Sie aber können ihm durch weiter Nichts entgegenarbeiten als durch vollkommene Ruhe."

Doctor Harrison ertheilte nun noch allerhand ärztliche Verhaltungsbefehle, dann stellte er sich nach seiner gewohnten Weise auf den Teppich vor das Kamin und betrachtete den Lehnstuhl und seine Patientin und Reuben, der noch dahinter stand.

„Apropos, Mistreß Derrick," sagte er in gleichgültigem Tone, „ich habe eine schöne Geschichte von unserem Freunde Linden gehört."

Er warf einen Seitenblick auf Faith, sah aber, daß diese anscheinend sich in die Betrachtung ihrer Schlüsselblumen versenkt hatte.

„Das kann wohl sein, Doctor," entgegnete Mistreß Derrick freundlich. „Ich habe deren sehr viele gehört."

„Sie haben es also schon gehört?"

„Was denn?“ fragte Mistreß Derrick. „Es ist eine alte Geschichte, daß Jedermann ihn liebt.“

„Nein, das, was ich erfahren habe, ist nicht dieser Art,“ entgegnete der Doctor. „Ich hörte es erst ganz kürzlich. Geschichten sind aber Geschichten und die Leute erzählen sie einmal.“

„Was für Leute denn?“ fragte Mistreß Derrick.

„Leute, welche seine Familie gekannt haben. Sie sagen, er habe ein sehr bedeutendes Erbtheil durchgebracht und lasse jetzt seine Schwester von fremder Mildthätigkeit leben.“

Die Art und Weise, wie der Doctor dies sagte, verrieth nicht im Mindesten, ob er seiner Geschichte selbst Glauben beimaß oder nicht. Es klang eben so gut, als wenn er ein Gerücht wiedererzählte, als wenn er eine Beschuldigung ausspräche. Es konnte Eins so gut sein als das Andere.

Er sah, wie Reuben feuerroth ward; obschon aber der Knabe kaum die Thränen zurückzuhalten vermochte, so nahm doch zugleich sein Mund den Ausdruck eines verächtlichen Lächelns an. Mistreß Derrick strickte einige Maschen und antwortete dann:

„Also das nennen Sie eine schöne Geschichte? Die brauchten Sie uns nicht zu erzählen, Doctor — Sie und ich und Reuben und Faith wissen es ja besser.“

Und wenn der Doctor hätte sterben sollen, so hätte er nicht zu sagen vermocht, ob diese Worte einfach unschuldig oder einfach boshaft waren, denn wenn Mistreß Derrick hinter ihrem Strickstrumpfe saß, war sie undurchdringlich.

Faith blieb sehr ruhig. Einige Augenblicke, nachdem er gesprochen, blickte sie ihn ernst und unverwandt an.

„Glauben Sie Alles, was Ihnen von Jemand über Jemanden erzählt wird, Doctor Harrison?“

„Im Gegentheil! Ich glaube nie Etwas — ausgenommen Ihnen,“ setzte er lächelnd hinzu.

„Glauben Sie eine solche Geschichte?“

Ihre sanften, unverwandten Blicke erweckten ein Gefühl von Unbehaglichkeit in ihm.

„Nein, ich glaube sie nicht,“ entgegnete er, ihren Blick erwidernd. „Ich thue überhaupt gar Nichts damit. Dergleichen Dinge werden von Jedermann erzählt und sind fast von Jedermann wahr. Ich nehme sie wie sie kommen.“

„Sie thun mir leid, Doctor Harrison.“

„Warum?“

„Sie berauben sich eines großen Vergnügens.“

„Welches?“

„Sie verstehen nicht, den Menschen Gutes zuzutrauen.“

„Wirklich nicht?“ entgegnete der Doctor. „Nun gut, dann sollen Sie mich es lehren.“

Und mit diesen Worten sprang er auf, verneigte sich gegen Mistreß Derrick und verließ das Haus.

Reuben blieb etwa noch eine halbe Minute stehen, dann kam er um den Lehnstuhl herum und gab Faith schweigend ihren Brief.

„Reuben Taylor!“ sagte Faith, als er dem Doctor folgen wollte, „Du hast so lange gestanden — willst Du Dich nicht erst eine Minute setzen, ehe Du gehst?“

Reuben gab keine Antwort, holte aber ein in der Nähe stehendes Fußbänkchen herbei und setzte sich darauf neben dem Lehnstuhle nieder.

Faith sah ihn lächelnd an und sagte:

„Reuben, wie kommt es, daß Deine Wangen so glühen?“

Reuben zögerte — die Brust schien ihm beengt zu sein, so daß das Sprechen ihm schwer ward; endlich aber sagte er freimüthig, obschon nicht in dem deutlichsten Tone:

„Weil ich mich geärgert habe, Miß Faith.“

„Es verlohnt ja nicht der Mühe,“ antwortete Faith. „Solchen Worten thut man zu viel Ehre an, wenn man sich darüber entrüstet, Reuben.“

„Ja, Miß Faith,“ sagte Reuben, „aber es giebt

Dinge, die man doch fast nicht ruhig mit anhören kann. Und übrigens ist dieser Mann Doctor Harrison und ich bin weiter Nichts als ein armer Knabe und darf ihm nicht antworten. Und das ärgerte mich eben; auch ist es nicht das erste Mal, daß ich solche Bemerkungen von ihm höre. Und ein wie guter Mann ist Mr. Linden! Vielleicht wissen Sie selbst nicht Alles, was er hier für so Viele gethan — besonders für mich."

„Das ist wohl möglich — erzähle mir's, Reuben."

„Nun, Sie wissen doch, Miß Faith, daß das Schulgeld von den Schulinspectoren festgesetzt ist. Gleich an dem ersten Tage, wo ich in die Schule ging, sagte mir mein Vater, er könne das Geld blos für ein Vierteljahr zusammenbringen, und ich würde daher wohl nicht in der Schule bleiben können. Ich sagte dies Mr. Linden und er sprach mit meinem Vater darüber und sagte ihm, ich solle nur immer kommen — er wolle es sich zum Vergnügen machen, mich zu unterrichten. Davon aber wollte mein Vater Nichts wissen, sondern bezahlte ihm das Schulgeld, wenn auch nicht allemal an dem Tage, wo es bezahlt werden sollte, aber doch vollständig das ganze Jahr hindurch. Und denken Sie sich, Miß Faith —"

Reuben stockte.

„Was denn, Reuben?“ flüsterte sie.

„Anstatt es für sich zu behalten, legte es Mr. Linden für mich in die Sparkasse und ich erfuhr nicht eher Etwas davon, als bis ich den Brief öffnete, den er mir gab, als er von hier fortging.“

Eine Minute lang schien der Glanz verborgener Diamanten in Faith's Angesichte zu strahlen.

„Reuben,“ flüsterte sie, als er aufstand, um zu gehen, „wir können weiter Nichts thun als für Doctor Harrison beten.“

„Ach, Miß Faith, wie leben nur die Menschen, welche nicht beten?“

„Das weiß ich nicht.“

Faith's Stimme sprach aber nicht die Danksagung aus, welche bei Reuben's Worten in ihrem Herzen erwachte. Sie lehnte sich mit dem Ausdrucke der Ermüdung in ihren Stuhl zurück und hielt ihren Brief fest mit beiden Händen umschlossen.

Reuben schürte so geräuschlos als möglich das Feuer, warf seiner Freundin dann noch einen bedeutsamen Blick zu, verneigte sich und verließ mit leichtem Tritte das Zimmer. Mistreß Derrick näherte sich ihrer Tochter, um sie zu küssen und zu fragen, wie sie sich fühlte.

Faith schlug die Augen auf.

„Ich fühle mich sehr glücklich, Mutter — aber

auch sehr müde. Glaubst Du nicht, daß ich bald Licht haben könnte?"

„Sogleich, mein Kind. Aber lege Dich auf's Sopha, Faith, und ich will Dir den kleinen Tisch herbringen."

Dies geschah, und dann las Faith ihren Brief und genoß ihn erst rasch und dann noch einmal langsam, labte sich an jedem Worte und jedem Satze und vergegenwärtigte sich den Schreiber.

Ihre Mutter näherte sich, als sie den Brief endlich wieder zusammenfaltete, enthielt sich aber, sie anzureden, denn sie sah, daß der Schlaf sich auf die müden Augen herabsenkte.

Am nächstfolgenden Tage fühlte Faith sich noch nicht kräftiger. Das Fieber war immer noch nicht ganz gehoben, und so lange dies nicht der Fall war, konnten auch die Kräfte noch nicht zurückkehren. Der Doctor ertheilte ihr keine neuen Verhaltungsbefehle, hob aber nochmals hervor, wie nothwendig Ruhe und sorgfältige Pflege sei. Es stand von dem Fieber Nichts zu fürchten als Langwierigkeit und der fernere und längere Mangel an Kräften; aber auch dies war schon genug, um es so viel als möglich vermieden zu sehen zu wünschen. Er setzte hinzu, bei dem nun eingetretenen Genesungszustande werde es Nichts schaden, wenn er auch einige Tage die Patientin nicht

besuche, und deßhalb werde er in der Mitte der Woche verreisen, weil er auswärts einige dringende Geschäfte abzumachen habe.

Diese in Aussicht gestellte Abwesenheit war vielleicht der Grund, weßhalb der Doctor seinen heutigen Besuch sehr lang ausdehnte. Das Gespräch kam, Faith wußte nicht wie, wieder auf die Bibel und ward sehr lebhaft.

Doctor Harrison war an diesem Morgen auf vorzugsweise guter Laune. Er glaubte, gestern in Faith's Augen den Vorwurf der Verleumdung gesehen zu haben, und hatte durchaus nicht die Absicht, auf diese Weise wieder zu sündigen. Er war ernst, sanft, freundlich, bereit, zu hören — obschon er dies gegen Faith stets war — und sprach auf sehr vernünftige und einfache Weise. Dennoch endete die Conversation auf eine für Faith sehr peinliche Art.

Er hatte sie aufgefordert, ihm aus der Bibel Etwas vorzulesen, was ihre Behauptungen unterstützte oder erläuterte, und Faith hatte seinen Wunsch erfüllt. Dies war nichts Seltsames und sie hatte es oft gethan. Heute aber war auf das Vorlesen eine ziemlich spitze Bemerkung gefolgt, welche, wie Faith fühlte, eine Schranke zwischen ihm und der Wahrheit, die sie ihm hatte einprägen wollen, emporgerichtet hatte. Sie fühlte das, und dennoch konnte sie

ihm nicht antworten. Sie wußte, daß sein Einwand falsch, grundlos und aus der Luft gegriffen war, aber dennoch sah sie nicht den Pfad, vermittelst dessen sie den Doctor auf ihren Standpunkt heraufführen könnte, damit auch er die Wahrheit sähe. Es war ihr, als stünde sie auf dem Gipfel eines Berges und er am Fuße. Ihr Auge hatte einen vollen, weiten Ueberblick über das ganze Land, während die seinigen nur einen unvollkommenen Theil davon sehen konnten. Ungeübt in den Subtilitäten der Controverse und unschuldig an den Zweideutigkeiten des Unglaubens, sah Faith ihren Nachbar gleichsam in ein von ihm selbst gestricktes Netz verwickelt, hatte aber gleichwohl nicht die Macht, den Knoten zu lösen. Mistreß Derrick sah, nachdem der Doctor sich entfernt hatte, daß Faith den ganzen Tag in hohem Grade angegriffen und fieberhaft war, ohne zu wissen, was eigentlich zum Grunde lag. Sie versuchte, Faith in ihrem Arbeiten Einhalt zu thun; aber obschon Faith eigentlich viel zu schwach dazu war, so ließ sie sich doch nicht hindern. Sie wagte nicht, Mr. Linden mit längeren Ausreden hinzuhalten, und mit fieberhafter Wange und Hand vollendete sie an diesem und dem nächsten Tage ihre schriftliche Ausarbeitung und ihren Brief.

Als sie damit spät am nächsten Tage fertig

war, legte sie sich ermüdet auf das Sopha und tröstete sich mit dem Gedanken an den Brief, den sie noch an diesem Abende erwartete, denn es war heute der Tag.

Es war der Tag, aber es kam kein Brief. Andere Briefe kamen. Der große Lederbeutel ward auf die Stufen des Eisenbahnstationshauses herausgeschleudert und von da nach dem Postbureau getragen, wo fünf Minuten später Reuben Taylor sich einfand, um auf seinen Antheil an dem Inhalte zu warten. Als er aber mit der Zuversicht, die noch niemals eine Täuschung erfahren, an das Fenster pochte, antwortete Mintie in ziemlich schnippischem Tone:

„Heute giebt es Nichts für Dich, Taylor.“

Reuben war höchlich überrascht und suchte Mintie zu überzeugen, daß sie sich irren müsse. Er bat sie, die Briefe alle noch einmal durchzusehen. Sie that es — oder stellte sich so — aber mit demselben Erfolge.

Reuben verließ das Postbureau mit aufrichtig bekümmertem Herzen. Er wußte, mit welcher Sehnsucht diese Briefe erwartet wurden, besonders jetzt, wo Faith krank war. Und nun sollte er nicht blos der Freude verlustig gehen, sondern auch noch die liebende Erwartung täuschen!

Warum kam der Brief nicht? Zuweilen war

einer außer der Zeit gekommen, der erwartete aber war niemals ausgeblieben.

War Mr. Linden krank? — und was mußte Miß Faith denken? Und sollte er zu ihr gehen und es ihr sagen, oder ihr überlassen, es aus seinem Nichterscheinen zu errathen?

Diesen letztern Gedanken verbannte er sofort wieder. Wenigstens sollte sie nicht in Ungewißheit bleiben, und es dauerte nicht lange, so trat er bei ihr ein. Er kam aber sehr ruhig, ohne jenen eilenden, springenden Schritt, der so oft einen Brief gebracht, näherte sich ihrem Stuhle und sagte in gedämpftem Tone:

„Miß Faith, heute Abend war keiner da, doch wollte ich wenigstens kommen und es Ihnen sagen, damit Sie nicht vergebens warten."

„Es war keiner da?" sagte Faith, indem sie sich halb aufrichtete und die Röthe in ihre bleichen Wangen emporstieg.

„Nein, Miß Faith. Auf dem Postbureau sagte man, es wäre keiner da. Vielleicht kommt er morgen."

Es schmerzte ihn, die geduldige Erschlaffung von Faith's Zügen zu sehen, als sie sich wieder zurücklehnte.

„Ich danke Dir, Reuben," sagte sie. „Ja, vielleicht kommt er morgen."

Worte des Trostes maßte Reuben sich nicht an auszusprechen, doch lag die innigste Theilnahme in seiner Miene und in dem ruhigen, leisen Tone, womit er fragte: „Kann ich heute Abend irgend etwas Anderes für Sie thun?"

„Nein," sagte sie freundlich. „Nichts."

Auch am nächsten Tage kam der Brief nicht. Reuben fand sich, wie gewöhnlich, am Nachmittage ein, aber blos um seine abermalige betrübende Meldung zu machen. Er hatte nicht den Muth, wieder Schlüsselblumen mitzubringen, und wagte nicht, mit Faith etwas Anderes zu sprechen als von den armen Leuten, welche gewöhnlich durch ihn Unterstützung von ihr erhielten.

Als Reuben fort war, lag sie eine Weile ruhig und ließ sich später am Abende von ihrer Mutter aus der Bibel vorlesen, bis sie einschlief. Ueber ihre Briefe sagte sie weiter Nichts als daß sie nicht eingetroffen wären. Dieser Tag und der nächste waren sehr ruhige, denn Doctor Harrison war, wie er vorher angekündigt, verreis't. Wenn dem Mittwochsbriefe Etwas begegnet war, so war doch nun gegründete Hoffnung da, daß der Freitagsbrief richtig ankommen würde.

Im Laufe dieses Freitags wußte Faith nicht, daß sie die Stunden zählte, und doch hätte sie zu jeder Zeit jede Frage in Bezug hierauf beantworten können. Es war einer jener ruhigen Tage in und außer dem Hause, welche so geräuschlos dahinfließen, daß nur die Uhr ihren Verlauf verkündet. Faith's kleine Stutzuhr — auch ein Geschenk von Mr. Linden — tickte musikalisch auf dem Tische und regte so mancherlei Gedanken an. Nicht blos an den Flug der Zeit — nicht blos daran, daß der Eisenbahnzug bald ankommen mußte — auch nicht blos, daß sie nun bald einen Brief haben konnte, auch nicht einmal, daß die Uhr Mr. Linden gesehen, seitdem Faith ihn nicht gesehen. Alle diese Gedanken mischten sich; aber mit ihnen auch noch etwas Anderes.

Sie tickten weiter, diese Minuten, unbarmherzig und gleichgültig gegen Alles, was sie brachten oder raubten — stetig, unabänderlich, unaufhaltsam — wie die alte Idee des Fatums.

Auch Faith versuchte standhaft zu sein, aber sie war noch schwach, und trotz aller Gedanken, die sie mit Gewalt auf etwas Anderes zu lenken suchte, schien sie zu fühlen, wie diese Minuten ihr mit leichten Tritten über die Brust schritten. Die Sonne begann ihre Strahlen zu dem Fenster hereinzuwerfen, und mit einem langanhaltenden Pfeifen rasselte der

Nachmittagszug durch Pattaquasset und schleuderte im Fluge den Briefbeutel heraus. Nun wartete Faith und lauschte gespannt, wenn Reuben's Tritt sich auf den Stufen würde hören lassen.

Reuben seinerseits hatte den Briefbeutel von dem Augenblicke an, wo er herausgeworfen ward, nicht aus den Augen gelassen, war ihm nach dem Postbureau gefolgt und hatte sich hier an das Fenster gestellt, um sogleich bei der Hand zu sein. Aber er zog abermals eine Niete.

Reuben wich ein wenig zurück, als Mintie in etwas heftigem Tone ihr: „Es ist aber keiner da, Taylor," wiederholte und andere Leute sich an das Fenster drängten.

Als aber der letzte fort war — diese Glücklichen, sie hatten Alle ihre Briefe! — trat Reuben wieder heran und trotzte Mintie's unfreundlicher Miene durch fernere Fragen, welche Nichts hervorriefen als noch höheres Mißfallen.

Er drehte sich herum und ging langsam fort. Er wußte nicht, ob es regnete, oder ob die Sonne schien — er wußte nicht, ob ihm Jemand begegnete — der ganze Weg bis zu Mistreß Derrick's Hause ward von ihm zurückgelegt, er wußte selbst nicht wie. Was dem Ausbleiben der Briefe zum Grunde lag, und wie Miß Faith die abermalige ihre Erwartung

täuschende Meldung hinnehmen würde — diese zwei Fragen lagen ihm vor allem Andern auf dem Herzen. Eine Weile blieb er in der Vorhalle stehen und betete, dann ging er stracks die Treppe hinauf in Faith's Zimmer, und machte, ohne sich weiter lange Zeit zum Nachdenken zu lassen, seine Meldung.

„Liebe Miß Faith," sagte er, „Sie müssen immer noch ein wenig warten. Darf ich vielleicht mit der heutigen Nachtpost schreiben und fragen, warum kein Brief gekommen ist? — Er kann verloren gegangen sein."

Faith fuhr von dem Sopha, auf dem sie lag, empor, ward feuerroth und dann wieder leichenblaß, stützte sich mit der einen Hand auf die Rücklehne des Sophas und schaute ihrem Boten in's Gesicht, als ob sie hier die Spur des ausgebliebenen Briefes oder die Ursache des Ausbleibens lesen könnte. Reuben's Gesicht verrieth aber Nichts als Kummer und Theilnahme, und Faith sank wieder auf ihren Pfühl zurück.

„Ja — schreib'," sagte sie mit matter Stimme.

Reuben stand mit gefalteten Händen da. Sein Herz war erfüllt von Gedanken, die er vielleicht nicht das Recht hatte auszusprechen, selbst wenn er Worte dazu hätte finden können.

„Ich bitte Dich, schreib', Reuben!" wiederholte sie nach einigen Augenblicken.

„Ja, Miß Faith," sagte er; „ich will es thun. Sie wissen, Finsterniß ist seinem Auge Licht!"

Mit diesen Worten entfernte er sich.

Faith blieb einige Minuten liegen, wie er sie verlassen, dann glitt sie vom Sopha herunter und kniete daneben nieder, denn es war ihr, als ob die Last der Stunde nur so ertragen werden könne.

So betete sie noch und hatte noch kein Glied gezuckt, als ein anderer Fußtritt in der Hausflur und der Griff einer andern Hand an der Thür ihr die Annäherung des Doctors Harrison verkündete. Faith sprang auf und empfing ihn stehend. Der Doctor sah sie an, als er sich ihr näherte. So bleich, so ruhig, so rein und sanft, und doch mit einer milden Kraft im Auge — noch nie hatte er sie oder irgend Jemand so gesehen.

„Wie befinden Sie sich heute?" fragte er ehrerbietig, indem er ihre Hand ergriff.

„Ich befinde mich wohl," sagte Faith.

„Wirklich?" sagte er, indem er die Spuren des noch unbesiegten Fiebers und der verderblichen Wirkungen desselben scharf in's Auge faßte; „ich freue mich sehr, dies zu hören."

„Ich meine, ich fühle mich wohl," sagte Faith sich verbessernd.

„Sie werden sich noch besser fühlen, wenn Sie eine mehr ruhende Stellung annehmen wollen," sagte der Doctor, indem er sie einem Stuhle zuführte. „Was haben Sie denn diese zwei Tage vorgehabt, daß Sie so angegriffen aussehen?" setzte er hinzu.

„Nichts, Nichts," sagte sie; „ich habe mich verhalten wie gewöhnlich."

Er brachte ihre Erscheinung auf Rechnung des Fiebers, denn sie war ja so sehr ruhig, begann dann genau die Schläge ihres Pulses zu zählen und ertheilte ihr verschiedene Vorschriften.

„Miß Faith, wie steht es mit Ihrem Appetite?"

Ihr Gesicht schien ihm eben so wie ihre Zunge zu antworten: „Nicht sonderlich."

„Sehnen Sie sich vielleicht nicht etwas Besonderem in dieser Beziehung?"

„Nein."

„Ich habe von meiner kleinen Reise einige Vögel mitgebracht, für die ich glaube bürgen zu können. Versuchen Sie, ein Bruststück davon zu vertilgen. Es ist dies eine Pflicht, die Sie der Gesellschaft schuldig sind."

„Ich will es versuchen," antwortete sie ernst.

Der Doctor war neugierig, zu wissen, ob sie noch

den unangenehmen Eindruck bewahre, den seine letzte Conversation auf sie gemacht hatte.

„Was meinen Sie heute," hob er in einschmeichelndem Tone an, „zu dem Argumente, welches ich neulich aufzustellen wagte — hinsichtlich des Gegenstandes, von welchem wir sprachen?"

„Ich mag nicht darüber nachdenken, Doctor Harrison."

„Warum nicht?"

„Weil ich weiß, daß es falsch ist, und ich Sie dennoch nicht davon überzeugen kann."

„Können Sie sich selbst davon überzeugen?"

„Dieser Mühe bedarf ich gar nicht; ich sehe es ganz deutlich."

„Vielleicht machen Sie einen Weg ausfindig, auf dem ich es ebenfalls sehen kann," bemerkte der Doctor freundlich.

„Das wäre sehr leicht," sagte Faith, „wenn —"

„Nun wenn? Darf ich die Schwierigkeit nicht erfahren?"

„Wenn Ihnen wirklich daran gelegen ist."

„Allerdings ist mir daran gelegen. Sie irren sich in mir, wenn Sie das nicht glauben. Sie dürfen sich jetzt aber mit keinerlei Gedanken herumschlagen. Wissen Sie, daß ich gestern Abend eine Rosenknospe von Ihrem Tische mit fortgenommen habe?"

„Ja."

Es war unmöglich, aus dem Tone des Doctors zu schließen, von welcher Seite er den begangenen Raub betrachtete, und ebenso ließ sich auch aus Faith's Antwort nicht abnehmen, was sie davon dachte. Die Extreme berühren sich, wie Mr. Linden einmal gesagt hatte.

„Ich werde mich bemühen, morgen dieses Verbrechen zu sühnen," sagte der Doctor, indem er sich erhob, denn Mistreß Derrick trat jetzt in's Zimmer. Er wiederholte dieser die von ihm ertheilten Vorschriften und Weisungen, und entfernte sich dann zu Faith's großer Herzenserleichterung.

Ihre Mutter näherte sich dem Lehnstuhle mit einem unterdrückten Seufzer auf den Lippen, und legte ihre sanfte Hand auf Faith's Stirn und Arm.

„Kind," sagte sie, „dieser Mann hat Dir durch sein Gespräch wohl wieder einen Fieberanfall zugezogen? Ich habe große Lust, ihn nicht wiederkommen zu lassen. Ich glaube, ich allein würde Dich weit besser kuriren. Wenn Du einen gewissen anderen Jemand benachrichtigen wolltest, Faith, so würdest Du gewiß sehr schnell gesund werden."

„Ich habe heute Abend keine Nachricht von ihm erhalten, Mutter."

Faith fühlte, wie die Hand ihrer Mutter leise zuckte.

„Vielleicht kommt er dann," entgegnete Mistreß Derrick. „Er hat sich vielleicht vorgenommen gehabt, schon gestern zu kommen, und ist abgehalten worden."

Faith glaubte dies aber nicht.

„Wir werden es erfahren," sagte sie zu ihrer Mutter; „wir brauchen blos zu warten und uns ruhig zu verhalten."

Und sie führte beide Theile Dessen, was sie auf diese Weise als ihre Pflicht erkannt, vollkommen aus. Es liegt eine seltsame Kraft in einem gewissen Grade von Schwäche — oder es kann sein, daß die Schwäche sich eher in ihre Festung zurückflüchtet, während die Kraft draußen stehen bleibt, um mit dem fühlbaren oder gefürchteten Uebel zu kämpfen. Faith's sanftes, festes Temperament war niemals tauglich zum Kampfe, weder mit dem Schmerze, noch mit der Furcht. Es stand oder gab nach, wie der Fall es erheischte. So blieb sie auch jetzt äußerlich ruhig wie zuvor, und sagte zu ihrer Mutter, die sie mit theilnehmendem Blicke betrachtete: „Morgen werde der Brief schon kommen."

Aber Faith war nicht im Stande, an diesem Abende oder dem nächsten Etwas zu essen, und sie kannte nicht das verborgene, langsame Fieber — nicht der Krankheit — welches durch alle ihre Adern schlich

und auch das andere Fieber wieder Kraft gewinnen ließ, das aus ihrer Wange und ihrem Auge glühte und in ihren Schläfen pulsirte.

Dennoch aber verhielt sie sich vollkommen still und ruhig — still in Worten und Mienen — als ob Briefe in Hülle und Fülle eingetroffen wären.

Zweites Kapitel.

Es war Sonnabend gegen Mittag, als Reuben Taylor, der eben in einem Auftrage seines Vaters die Hauptstraße von Pattaquasset hinaufging, von Phil Davids eingeholt ward, mit dem er nicht sehr häufig zusammentraf und den er auch, wie wir von früher her wissen, nicht sonderlich liebte.

„Höre, Reuben," sagte Phil, nachdem einige gleichgültige Bemerkungen gewechselt worden, „schreibt Mr. Linden manchmal an Dich?"

Reuben stutzte, als ob dadurch eine Unterströmung seiner Gedanken berührt würde, und antwortete: „Ja."

„Ich wollte, er schriebe auch an mich," fuhr Phil fort. „Ich würde dies sehr gern sehen. Worüber schreibt er Dir denn aber so dicke Briefe, Taylor?"

„So dicke Briefe!“ wiederholte Reuben, indem er seinem Begleiter einen raschen Blick zuwarf. „Manche Leute haben in ihren Briefen einmal viel zu schreiben, Phil.“

„Das muß auch so sein. Aber worüber schreibt er denn an Dich?“

„Ich will Dir einmal einen seiner Briefe zeigen,“ sagte Reuben. „Du hast ihn sprechen hören, Phil, gerade so schreibt er auch.“

„Wirklich? Dann würdest Du wohl also nicht gern einen seiner Briefe missen, Reuben, wie?“

„Nein.“

„Und noch weniger lieb wäre es Dir, wenn Du sogar deren zwei nicht bekämst, nicht wahr?“ sagte Phil mit vollkommen ernster Miene.

„Phil Davids!“ rief Reuben, indem er sich nach ihm umdrehte, mit einem Ausdrucke von Freude, Hoffnung, Ueberraschung und Begier, der sich schwer beschreiben läßt. „Was meinst Du?“ setzte er, sich selbst Einhalt thuend, hinzu. „Erkläre Dich deutlicher, Phil, ehe wir weiter gehen.“

„Wann warst Du auf dem Postbüreau?“

„Gestern Abend und heute Morgen,“ sagte Reuben mit erzwungener Ruhe.

„Nun, wenn Du dorthin gehst, dann fragst Du wohl nach Briefen?“

„Freilich, ich habe darnach gefragt, bis man die Geduld verlor und mich kurz abfertigte.“

„Nun, dann gehe nur das nächste Mal an die rechte Schmiede!“ sagte Phil, indem er mit wichtiger Miene die vermißten Briefe aus der Tasche zog.

„Phil, Phil!“ weiter konnte Reuben Nichts sagen. Er ergriff die Briefe und betrachtete sie mit einer Miene, wie sie Phil an ihm noch nicht gesehen. „Mr. Linden wird Dir das in seinem ganzen Leben nicht vergessen. Aber wie um alle Welt bist Du denn dazu gekommen?“

„Ja, das möchte ich selbst gern wissen,“ sagte Phil. „Ich weiß wohl, wer die Affenpfote in das Feuer steckte, aber wie die Kastanien hineinkamen, das kann ich nicht sagen.“

„Was weißt Du?“ sagte Reuben. „Wo hast Du diese Briefe her? O Phil, ich kann Dir niemals genug dafür danken!“

„Ich habe es gethan, weil es seine Briefe waren,“ sagte Phil gerade heraus; „ich wollte nicht, daß Mintie Tuck sie behalten sollte. Was hast Du ihr denn gethan, Reuben, daß sie einen solchen Groll auf Dich hat? Oder hat sie einen Groll gegen Mr. Linden? Oder gegen wen hat sie sonst einen Groll?“

„Das weiß ich nicht. Gab sie Dir die Briefe, Phil?“

„O, bei Leibe nicht! Dromy sah dieselben in ihrem Schubkasten liegen, und so dumm er sonst auch ist, kannte er doch die Handschrift, und ich ließ mir sie von ihm heute Morgen holen, während seine Leute beim Frühstück waren."

Reuben hörte ihn erstaunt an.

„In ihrem Schubfache?" wiederholte er; „wie? unten im Postbüreau?"

„O nein! oben in ihrer Kammer in einem Schubfache, wo sie ihre Ohrringe und Bänder einzuschließen pflegt."

„Phil," sagte Reuben, als er über diese seltsame Mittheilung eine Minute lang schweigend nachgedacht, „willst Du heute und die nächstfolgenden zwei oder drei Abende bei der Ankunft der Post in dem Büreau sein? Sage aber keinem Menschen ein Wort davon, bis Mr. Linden schreibt, was in der Sache zu thun ist."

„Du erwartest wohl noch mehr Briefe?" sagte Phil, indem er seinen Schulkameraden mit forschendem Blicke ansah.

„Ja," sagte Reuben zu freimüthig, als daß Phil hätte Verdacht schöpfen können; „und wenn einer kommt, so ist es von großer Wichtigkeit, daß ich ihn bekomme. Ich kann natürlich nicht so lange darauf warten."

„Sie soll ihn nicht wieder unterschlagen," sagte

Phil. „Ich werde dort sein. Ich werde mich ihr nicht auf den Nacken setzen, wohl aber auf den Expeditionstisch, und wenn sich auch nur ein von Mr. Linden gekritzeltes Wort in dem Postbeutel befindet, so stehe ich dafür, daß ich es eben so schnell sehe als sie. Ich kenne auch sein Siegel."

„Kann sie es denn gethan haben, um mich zu ärgern?" sagte Reuben. „Ich habe aber doch nie Etwas mit ihr anders zu thun gehabt als durch das Postbüreaufenster."

„Was hast Du ihr denn je durch das Postbüreaufenster gegeben?" fragte Phil halb lachend.

„Fragen genug," entgegnete Reuben, und seine Gedanken waren zu sehr auf einen Gegenstand gerichtet, als daß er auf Nebenbedeutungen geachtet hätte. „Die letzten beiden Male gab sie mir ziemlich mürrische Antworten. Das ist Alles."

„Nun, weßhalb glaubst Du wohl, daß sie Deine Briefe gestohlen hat?"

„Ich kenne sie nicht genau genug, um eine Vermuthung hierüber auszusprechen," sagte Reuben freimüthig.

„Na," sagte Phil, „wenn ich einmal Präsident bin, dann soll Doctor Harrison den Postmeister von Pattaquasset nicht zu ernennen haben, so viel weiß ich schon jetzt mit Bestimmtheit."

„Dann wollte ich, Du hieltest Dich dazu und würdest recht bald Präsident,“ sagte Reuben. „Wenn aber Doctor Harrison auch Mistreß Tuck nicht genau gekannt hat, so haben andere Leute sie gekannt, und geglaubt, sie sei wenigstens ehrlich.“

„Ach, was kommt denn auf Mistreß Tuck an!“ sagte Phil ungeduldig. „Sie ist ja fortwährend krank und Mintie versieht den Postmeisterdienst. Uebrigens hat Dromy mir auch gesagt, daß sie Doctor Harrison's Freundin ist, und dies kommt mir etwas verdächtig vor, obschon ich immer noch nicht begreifen kann, weßhalb sie diese Briefe zurückbehalten hat.“

„Doctor Harrison's Freundin?“ sagte Reuben. „Was hat sie denn mit dem zu thun?“

„Ich bin weder des Einen noch des Andern Freund und weiß es daher nicht,“ sagte Phil. „Aber Mädchen mit hübschen Gesichtern machen sich sehr leicht Jedermann zu Freunden.“

Reuben gab keine Antwort, und da sie jetzt ohnedies den Kreuzweg erreicht hatten, dessen linker Arm nach Phil's Wohnung führte, so trennten sie sich.

Aber Reuben ging nicht nach Hause, obschon es Essenszeit war. Die wenigen Minuten, welche das Gespräch gedauert hatte, waren seiner Ungeduld schon zu lang geworden, aber er hatte dieselbe bezwungen, theils um so viel als möglich zu erfahren,

theils um keinen Verdacht aufkommen zu lassen. Jetzt aber, und sobald er von Phil nicht mehr gesehen werden konnte, machte er Kehrt und eilte, so schnell er konnte, nach Mistreß Derrick's Wohnung. Allerdings war er nicht so angekleidet wie er sonst zu sein pflegte, wenn er zu Miß Faith ging, aber sauber und ordentlich ging er stets, und warten lassen durfte er sie nicht.

Faith hatte die ersten Stunden des Morgens auf dem Sopha zugebracht. Wir brauchen nicht zu fragen, ob sie sich heute kräftiger fühlte als gestern, jede Linie ihres Gesichts verrieth Erschöpfung, aber auch Geduld. Das Frühstück hatte nur dem Namen nach stattgefunden. Was ihre Mutter für sie thun konnte, geschah, und was sie nicht thun konnte, lag schwer auf den Herzen Beider, als die Eine hinunterging, um allerhand häusliche Geschäfte zu besorgen, und die Andere liegen blieb, um noch ferner zu harren und zu dulden.

Reuben war, nachdem der Morgenzug herein war, nicht gekommen; es stand nun Nichts zu erwarten bis zum Abend, und Faith lag da und lauschte dem Ticken ihrer Uhr, und sah, wie die Strahlen der Aprilsonne langsam durch ihr Zimmer fortrückten.

Plötzlich ward an die Hausthür gepocht und es dauerte nicht lange, so trat Mistreß Derrick herein

und brachte einen großen Korb. Es war auch ein schwerer, aber Mistreß Derrick würde eher ihr letztes Atom von Kraft aufgewendet haben, ehe sie Jemandem anders erlaubt hätte, den Korb heraufzutragen. Ihre Miene war heiter und strahlend.

„Sieh', Faith," sagte sie, „da ist Etwas für Dich!"

Es war nicht nöthig, erst Fragen zu thun, denn Mistreß Derrick's Gesicht konnte blos eine Bedeutung haben. Faith fragte auch nicht, aber die plötzlich ihre Wangen überziehende Gluth verrieth ihre innere Bewegung. Von dem Sopha herabgleitend, knieete sie sofort neben dem Korbe nieder und knüpfte den Bindfaden auf, mit welchem er umschnürt war.

Ihre Mutter trat leise bei Seite, denn sie war der Meinung, daß der erste Anblick Faith allein gebühre, und die Strahlen der Aprilsonne gewannen eine neue Ansicht der Gestaltung der Dinge.

Der Bindfaden war entfernt, der Deckel des Korbes gehoben und das weiße Packpapier herausgenommen. Das Geschenk, welches nun zum Vorschein kam, war ein herrliches. Es war ein großer Bananen- und ein Platanenstock, beide eine Menge Früchte tragend, die sich durch ihre glatten grünen und rothen Schaalen gegenseitig auf das Schönste hervorhoben, und darunter und darumherum, wie

blos zur Ausfüllung, lagen sonnige Havannahorangen von ungewöhnlicher Größe und — nach dem Geruche zu urtheilen — von ungewöhnlichem Wohlgeschmacke.

Besser als Alles für Faith's Auge aber war ein kleines Streifchen unter einer rothen Banane festgebundenes Papier, auf welchem blos die Worte standen:

„Süßigkeiten der Süßen.“

„Faith, ich würde noch mehr hineinlegen, aber der Korb will Nichts mehr aufnehmen. Er ist das Maß von blos einem Theile des Sprichworts — versteh'st Du?“

Orangen kannte Faith, Bananen oder Platanen hatte sie jedoch nie zuvor gesehen. Aber es war dies Alles einerlei, denn für den Augenblick waren es nicht Bananen oder Orangen, sondern Hieroglyphen, und die eine Frucht sah Mr. Linden's Handschrift gerade so ähnlich wie die andere.

Sie stützte ihr Haupt auf den Arm und diesen auf die Lehne des Sopha's, und betrachtete das herrliche Geschenk. Wie süß war der Geruch dieser Orangen, und wie wonnig das weiche Gefühl von Frieden und Ruhe, welches sich auf alle Sinne Faith's herabsenkte! Wie ganz anders war diese Ruhe als die, welche sie vor einer Viertelstunde fühlte!

Die ausgebliebenen Briefe machten ihr nun keine Unruhe mehr. Sie wußte nun, daß Mr. Linden gesund war, denn sonst hätte er schwerlich, um Früchte zu kaufen, ausgehen und sie für sie einpacken und absenden können.

So fand sie ihre Mutter, als diese wieder eintrat. Sie sah, daß Faith nicht Worte, sondern Orangen und Bananen las, mit einem Gesichte, von welchem sie nur bedauerte, daß Mr. Linden es nicht sehen konnte. Mistreß Derrick näherte sich, neigte sich mit stiller Bewunderung und Freude einen Augenblick lang über den Korb und der Anblick ließ sie fast alles Andere vergessen; plötzlich aber rief sie:

„Kind, der Doctor kommt, ich sah ihn an der Thür vorfahren!“

Faith setzte schnell den Deckel auf den Korb, und während ihre Mutter diesen auf die Seite trug, empfing sie den Doctor wie gestern, stehend. Dabei aber waren ihre Wangen von einer angenehmen leichten Röthe gefärbt, die ihr gestern gänzlich fehlte. Doctor Harrison näherte sich ihr mit einem Strauße der schönsten und seltensten Treibhausblumen.

„Mein Ersatz für die geraubte Rosenknospe,“ sagte er, indem er ihr den Strauß überreichte. „Wie befinden Sie sich heute?“

„Viel, viel besser. Liebe Mutter, ich bitte Dich, bringe mir ein Glas Wasser für diese schönen Blumen.“

„Gestern sagten Sie auch, Sie fühlten sich wohl, Miß Faith.“

„Sie sahen aber, daß ich es nicht war,“ entgegnete Faith, indem sie die Blumen in das Glas setzte.

„Das ist sehr wahr. Ich sehe auch, daß Ihre heutige Erklärung ebenfalls der Genauigkeit entbehrt. Wie kommt das?“

„Ich sagte es, ohne recht zu wissen, was ich sagte,“ antwortete Faith einfach, und ließ sich nun von ihm über die Namen und Eigenschaften der von ihm mitgebrachten Blumen einen kleinen Vortrag halten.

Nach einiger Zeit öffnete sich die Hausthür wieder und ward rasch, obschon leise, geschlossen, und dann kam Reuben leichtfüßig und zwei Stufen auf ein Mal nehmend die Treppe herauf, sein Anpochen an Faith's Thür aber war beinahe so leise wie gewöhnlich. Welcher Geist der Energie indessen auch in ihm thätig sein mochte, so schien derselbe doch bei Doctor Harrison's Anblicke sofort in den Hintergrund zu treten. Reuben ging an dem Doctor vorüber, ohne ihn zu grüßen, näherte sich mit raschem Tritte

Faith's Stuhle, knieete hier nieder und reichte ihr seine Hand mit den Worten:

„Miß Faith, fühlen Sie sich heute wohler?"

„Ja, lieber Reuben," antwortete Faith, indem sie seinen Händedruck erwiderte.

„Das ist ein sehr treuergebener Diener von Ihnen, Miß Faith," sagte der Doctor bedeutsam; „ich sehe, daß er Ihnen in ächt ritterlicher Weise seine Huldigung darbringt."

Reuben hatte sich, während der Doctor sprach, wieder erhoben, und indem er Faith's Hand losließ, legte er die seine mit kaum bemerkbarer, aber dennoch bedeutsamer Geberde auf die linke Brust seines Rockes, was aber nicht — wie bei Sam Stoutenburgh der Fall gewesen wäre — heißen sollte, daß hier sein Herz sei, sondern vielmehr daß hier die Briefe seien! Dann erst gab Reuben durch eine Verbeugung gegen den Doctor zu erkennen, daß er nicht gesonnen war, die Anwesenheit desselben ganz zu ignoriren, und trat hierauf an das Fenster, um Mistreß Derrick zu sprechen. Der Doctor hatte ihn schon an diesem Morgen vom Fenster aus gesehen, als Reuben mit einer Quantität bestellter Fische das Pförtchen des Richters Harrison passirte, und seine Kleidung war dieselbe gewesen wie jetzt.

„Er scheint wirklich ein sehr zuverlässiger junger

Mann zu sein," bemerkte der Doctor, indem er Reuben mit dem Blicke verfolgte. Dann aber widmete er seine Aufmerksamkeit ausschließlich Faith und sprach von ihr und wie sie sich ferner verhalten und abwarten solle, bis Reuben, als er sah, daß der Doctor nicht so bald Anstalt machen würde, zu gehen, sich selbst wieder auf den Weg machen wollte. Als er an dem Doctor vorüberkam, hielt ihn dieser mit einer nachlässigen, aber freundlichen Geberde auf.

„Was machst Du jetzt, Taylor?"

„Nichts Neues, Sir; ich arbeite ein wenig für meinen Vater und ein wenig für mich selbst."

„Ich glaube, ich habe Dich heute schon für Deinen Vater thätig gesehen. Ist Dir das nicht bei Deinen Studien hinderlich?"

„Mr. Linden pflegte zu sagen, daß eine Pflicht niemals einer andern hinderlich sein könne, Sir."

„Eine sehr gute Theorie," sagte der Doctor. „Ich fühle mich versucht, sie gleich jetzt ein Mal zu erproben. Wenn Du mir ein wenig Zeit widmest, so wird Dich dies vielleicht nicht abhalten, später zu Tische zu gehen. Führt Mr. Linden immer noch in gewissem Grade Aufsicht über Deine Studien? Hörst Du zuweilen von ihm?"

„Ja, Sir, Beides ist der Fall," antwortete Reuben rasch.

„Dann hast Du wohl dann und wann auf dem Postbüreau zu thun?“

„Ja, Sir.“

„Und Du weißt wohl auch ziemlich genau, was die Leute in Pattaquasset von einander sprechen, wie?“

„Deßwegen brauche ich nicht erst auf das Postbüreau zu gehen, Sir,“ sagte Reuben ruhig.

„Nein, ich meine in Folge eines andern Dienstes, den, welchen Du für Deinen Vater verrichtest. Aber nicht wahr, Du weißt, was die Leute von einander sprechen?“

„Nicht immer, manche Leute sprechen nicht mit mir und auf manche höre ich nicht.“

Der Doctor lächelte, sah Reuben scharf an und fuhr fort:

„Gut, gut. Weißt Du zufällig, was von den Leuten gesprochen wird, welchen ich vor einem halben Jahre zum Postmeisterdienste verhalf?“

„Ich habe noch nicht viel von ihnen sprechen hören.“

„Aber so weit Deine Kenntniß geht, scheinen sie wohl ihre Pflicht zu thun?“

„Ich beklage mich nicht, Sir.“

Doctor Harrison warf Faith einen gerade nicht freundlichen Blick zu und hob dann wieder an:

„Willst Du damit sagen, daß Du keine Klage

zu erheben hast, oder daß Du keine erheben willst? Ich frage natürlich weder in einer amtlichen noch juristischen Eigenschaft, sondern blos um eine Auskunft zu erlangen, die mir für meine Person wünschenswerth ist und die ich ebenso verlange, wie ich sie zu empfangen erwarte, nämlich vertraulich."

„Sir," sagte Reuben in ernstem, obschon vollkommen ehrerbietigem Tone, „warum fragen Sie mich? Die Herren von Pattaquasset müssen doch von ihrem eigenen Postbüreau eine bessere Kenntniß haben als die armen Fischer von Quapaw. Sie wissen, arme Leute sind mißtrauisch, Sir, und wenn ich auch Etwas gehört hätte, so würde ich es Ihnen doch nicht gern sagen wollen."

Der Doctor stand auf und nahm seinen alten Standpunkt auf dem Kaminteppich ein, während ein leichter Ausdruck von stolzem Mißvergnügen sich mit seiner gewohnten graziös nachläßigen Haltung mischte.

„Das ist Ihr Ritter, Miß Derrick! Das Sprichwort: „Deine Freunde sind auch meine Freunde," scheint bei ihm keine Geltung zu haben. Wenn Du ein wenig älter und demgemäß ein wenig klüger sein wirst, junger Freund, so wirst Du wissen, daß die Fischer von Quapaw oder irgend einem andern Orte gerade die Leute sind, welche in solchen Sachen Etwas wissen können, was die Herren, die es näher angeht,

nicht erfahren können, und zwar eben aus dem Grunde, den Du selbst nanntest."

Faith sah Reuben mit forschendem, neugierigem Blicke an. Er gab aber keine Antwort, weder auf ihren Blick, noch auf die Worte des Doctors. Ja, vielleicht sah er erstern gar nicht, denn seine eigenen Blicke waren auf den Boden gerichtet. So stand er da, mit gefalteten Händen und ruhigem, fast unbeweglichem Gesichte. Die ersten an Faith gerichteten Worte des Doctors hatten ihm eine augenblickliche Röthe in die Wangen emporgetrieben, aber diese ging mit dem Augenblicke vorüber, und Ernst und Wahrheit war Alles, was zurückblieb. Der Doctor erkannte dies recht wohl, sah aber darin blos Feindseligkeit oder Opposition.

„Ich will Dich nicht länger aufhalten, junger Freund," sagte er und setzte, indem er wieder Platz nahm, zu Faith gewendet hinzu:

„Ich sagte Ihnen schon, Miß Faith, daß ich mich nicht auf's Kuchenschneiden, noch viel weniger auf's Austheilen verstünde. Ich lernte diese sehr arme Familie drüben in Neanticut auf einem meiner Ausflüge kennen und dachte ein wenig leichtsinniger Weise, sie könnten den Dienst, Briefe aus einem Beutel herauszunehmen, eben so gut verrichten als klügere Leute. Es ist auch ein Mädchen da, die

Tochter, die ziemlich gewandt zu sein schien. Dennoch aber habe ich Grund gehabt, zu bezweifeln, daß ich in dieser Sache selbst sehr klug zu Werke gegangen bin."

Faith hörte die Thür sich hinter Reuben schließen, als der Doctor die ersten dieser Worte zu ihr sprach. Die übrigen hörte sie mit getheiltem Interesse an. Ihre Gedanken weilten bei dem Bananenkorbe und waren überdies noch mit ein wenig zurückgebliebener Verwunderung über Reuben's Störrigkeit beschäftigt. Dennoch aber begann das Gefühl der Schwäche und Ermattung allmählig die Oberhand über jedes andere zu gewinnen. Die Reaction mußte in Folge der großen Spannung, die sie in den letzten zwei Tagen ausgehalten, um so fühlbarer sein, denn das, was der Korb begonnen, hatte Reuben's Erscheinen beendet. Faith war überzeugt, daß er einen Brief für sie habe, und saß deßhalb da und sah den Doctor an wie Jemand, dessen Sinne in einem Traume hinwegschwinden; einem jener angenehmen Träume, aus welchen der Träumende nicht zu erwachen wünscht.

„Sie sehen ja aus, als ob Sie ohnmächtig werden wollten!" rief der Doctor plötzlich. „Mistreß Derrick, haben Sie vielleicht Wein im Hause? Bringen Sie mir ihn her!"

Mistreß Derrick's erster Schritt aber war, daß sie Faith aus dem Lehnstuhle hob und auf das Sopha setzte, ehe noch Jemand Zeit hatte, Ja oder Nein zu sagen. Dann öffnete sie den Wandschrank, nahm den Wein heraus, brachte ihn Faith und schob den Doctor ohne viele Umstände beiseite. Faith war nicht wirklich ohnmächtig, obschon nahe daran. Sie trank den Wein und lächelte dann ihre Mutter und Doctor Harrison an, als ob sie noch einen eigenen geheimen Wein hätte, den sie im Stillen tränke.

„Doctor," sagte Mistreß Derrick in ihrer originellen, freimüthigen, offenen Weise, „Sie sind ein sehr guter Doctor, aber von der Pflege und Abwartung eines Kranken verstehen Sie nicht viel. Ich verstehe dies besser und werde Faith Etwas zu essen holen."

„Ja, thun Sie das," entgegnete der Doctor lächelnd und setzte nach einer Pause, als er sah, daß Faith sich hinreichend wieder erholt hatte, zu dieser gewendet hinzu:

„Was machte denn Ihren Ritter so unfreundlich gegen mich?"

„Ich weiß es nicht," sagte Faith, „wahrscheinlich aber hatte er guten Grund dazu."

„Grund, unfreundlich zu sein?"

„Nein, das hat er nicht sein wollen. Sie kennen Reuben Taylor nicht."

Der Doctor war geneigt, anderer Meinung zu sein, denn seine Stirn runzelte sich, sobald er die Thür hinter sich geschlossen hatte.

„Nun, Mutter," sagte Faith, indem sie sich halb emporrichtete, „gieb mir meinen Korb her. Ich möchte eine dieser Früchte versuchen."

„Weißt Du, was i ch möchte?" sagte Mistreß Derrick, indem sie den Korb herbeitrug. „Ich möchte, daß Doctor Harrison ein Mal Mr. Linden hier begegnete."

Dieser harte Ausspruch ward durch die Last des Korbes so gemildert, daß er ganz harmlos klang.

Faith war zu begierig, den Deckel vom Korbe zu nehmen, als daß sie diese Worte beachtet hätte. Da lagen sie wieder, die rothen und gelben, schönen, fremdartigen Früchte, die sie essen sollte und die gleichwohl zu schön dazu waren. Endlich jedoch ward eine rothe dicke Banane vom Stengel geschnitten und Faith betrachtete sie und drehte sie in den Fingern hin und her, weil sie nicht wußte, wie sie den Angriff beginnen sollte. Als Faith wieder auf den kleinen leeren Raum zurückschauete, der durch das Wegnehmen der Frucht entstanden war, gewahrte sie das Ende eines blauen Bandes. Sie ergriff es, zog

mit sanfter Gewalt daran und siehe, es kam ein kleines Packet zum Vorschein. Dieses enthielt, nachdem die äußere Papierhülle entfernt war, ein kleines ovales Etui und in diesem lag ein fein gearbeitetes silbernes Messer.

„O, Mutter!“ rief Faith, „das ist seine Idee; mit diesem Messer soll ich die Früchte essen!“

Konnte wohl noch weiter Etwas nöthig sein, um den Wohlgeschmack der Bananen zu erhöhen? Faith zerschnitt ihrer zwei oder drei und genoß sie, wie sie noch nie Etwas genossen. Wenn Doctor Harrison die Atmosphäre von Frieden und Wonne hätte sehen können, welche seine gerunzelte Stirn zurückgelassen!

Sobald er fort war, brachte Reuben die Briefe. Und von lauter Sonnenschein umstrahlt las Faith sie und schlief dann ein, während sie das kleine Etui mit dem Messer fest in der Hand hielt. Der Schlaf nahm sie als sein Eigenthum in Anspruch, und das Fieber mußte für diesen Tag in den Hintergrund treten. Gegen Abend erwachte Faith wieder, fühlte sich aber immer noch matt und müde.

„Mit meinen Studien komme ich auf diese Weise nicht sehr vorwärts, Mutter,“ bemerkte sie, als sie beim Thee in ihrem Lehnstuhle saß und kaum im Stande war, den Kopf aufrecht zu erhalten.

„Das war ein schwerer Tag heute," sagte ihre Mutter in traurigem Tone, indem sie ihr armes, erschöpftes Kind ansah. „Faith, ich werde Doctor Harrison Dir keine solche lange Besuche mehr machen lassen! Er ermüdet Dich zu Tode."

„Mutter," sagte Faith, „was bewog Dich, zu wünschen, daß Doctor Harrison ein Mal Mr. Linden hier begegnen möchte?"

„Es würde Ersterem viel Mühe ersparen," sagte Mistreß Derrick. „Und überdies, Kind, bin ich es selbst müde, ihn sich fortwährend mit Dir beschäftigen zu sehen. Ich glaube gewiß, Faith, Mr. Linden würde sagen, es sei unsere Pflicht, ihn von Deiner Krankheit in Kenntniß zu setzen."

Von dieser Zeit an kamen und gingen die Briefe durch das Postbüreau von Patchaug.

Drittes Kapitel.

Faith erholte sich ein wenig von der Abspannung, die auf diese Tage der Angst und Unruhe folgte. Aber dann behauptete das Fieber wieder seine Herrschaft, und die Körperkräfte verloren eher Terrain als daß sie dessen gewannen. Obschon in nicht sehr heftigem Grade, kehrte das Fieber doch mit hartnäckiger Regelmäßigkeit zurück, und diese stets wiederkehrenden Anfälle sind, mögen sie so schwach sein als sie wollen, für Fleisch und Blut und auch für den Geist sehr verderblich. Faith's Geduld und glückliche Ruhe wurden ihr niemals untreu. Und so wie die Wochen vergingen, ward die Ruhe noch ruhiger.

Der Gedanke an das Unangenehme einer Begegnung, wie ihre Mutter gewünscht, erweckte Faith vielleicht zum frischen Bewußtsein Dessen, was sie

mit Rücksicht hierauf zu thun hatte. Sie nahm sich vor, in Doctor Harrison's Gegenwart so ernst und kalt als möglich zu sein. Sie wollte ihn in solcher Entfernung von sich halten, daß er sich der Gedanken an sie entwöhnen sollte. Faith versuchte auch treulich zu thun, was sie sich vorgenommen; aber es war sehr schwer, Jemanden fern zu halten, der gar nicht Anspruch darauf machte, nahe zu kommen, oder doch eine Linie einhielt, hinter welche er nicht zurückgewiesen werden konnte. Als ihr Arzt mußte er sie jeden Tag besuchen. Freundlicher Ausdruck freundlicher Gefühle mußte ihm nothwendig gestattet sein, und als ihr Freund und Arzt hatte er auch gewissermaßen das Recht, seiner Patientin Dinge mitzubringen, welche er zur Hebung ihr gesunkenen Kräfte für nothwendig hielt.

Faith nahm Alles mit so ernster Miene hin als sie konnte, ohne geradezu unfreundlich und undankbar zu erscheinen. Ihre Krankheit unterstützte sie hierbei, hinderte aber auch zugleich die Wirkung, welche sie hervorzubringen wünschte. Da sie sich schwach, müde und zu jeder Anstrengung unfähig fühlte, so ward es ihr um so leichter, schweigsam und zerstreut zu sein, und man konnte es ihr nicht übel nehmen, wenn sie zuweilen auf eine Frage keine, oder doch keine genügende Antwort gab.

Welch' eine herrliche Beschäftigung war es unter diesen Umständen, so viele Wochen lang Briefe aus einem Krankenzimmer zu schreiben und doch Mr. Linden nicht wissen zu lassen, daß sie die Bewohnerin dieser Krankenstube war! Seine Briefe aber waren für sie eine Hülfe und ein Sporn. Faith plauderte in den ihrigen viel von Dingen, die Pattaquasset Nichts angingen, und sendete trotz ihrer Krankheit ihm ihre Ausarbeitungen so regelmäßig wie stets. Sie schadete sich dadurch körperlich, ließ sich aber gleichwohl nicht davon zurückhalten. Ihre Krankheit hatte ja, wie sie wußte, im Grunde genommen nicht Viel auf sich, und Nichts konnte sie bewegen, Mr. Linden's Studirzeit zu verkürzen oder zu unterbrechen. Selbst ihrer Mutter sagte sie nicht, wie sehr sie sich nach dem Ablaufe dieser Zeit sehnte.

Nach einiger Zeit meldeten Mr. Linden's Briefe, daß man nun bald statt dieser ihn selbst zu erwarten habe. Ferner ging aus diesen Briefen hervor, daß er überzeugt war, man bedürfe seiner Gegenwart, und daß ihm die Veränderung, die sich in Faith's Briefen trotz ihres Bemühens kundgab, nicht entgangen war.

Von dem ersten Augenblicke an, wo Faith die Gewißheit der baldigen Ankunft ihres Verlobten hatte, besserte sich ihr Zustand, und es war ihr, als müßte

seine Gegenwart mit einem Rucke das Netz zerreißen, mit welchem Doctor Harrison sie umgarnte, ohne daß sie wußte, wie sie ihm Einhalt thun sollte.

Davon, daß Mr. Linden's Ankunft bald zu erwarten stand, wußte Doctor Harrison Nichts, wohl aber sah er, daß es mit Faith auffallend besser ging.

Eines Tages kam er, um sie zu besuchen, während ihre Mutter mit häuslichen Arbeiten außerhalb des Zimmers beschäftigt war. Das Zimmer war erfüllt von Maiwärme und Blumenduft, der zu dem geöffneten Fenster hereinströmte, und Faith, die heute ihr braunes Hauskleid mit einem weißen vertauscht hatte, sah selbst wie ein verkörperter Mai. Allerdings nicht so frisch und blühend — sie glich mehr einem Schneeglöckchen als einem Crocus — ihre Wangen waren bleich und hager, aber ihre Farbe war frisch und in ihrem Auge strahlte das Licht der rückkehrenden Gesundheit — der rückkehrenden Hoffnung und Zuversicht.

„Sie werden wieder gesund!" rief der Doctor. „Ich werde meine Arbeit und — verzeihen Sie mir — mein Vergnügen einbüßen."

„Ich will Ihnen etwas Besseres zu thun geben, Doctor Harrison."

„Was denn? Etwas für Sie?"

„Nein, nicht für mich. Das arme, kleine, lahme Mädchen, dem Sie den Rosenstock schickten, ist jetzt sehr krank — wollen Sie nicht hingehen und sie besuchen?“

„Glauben Sie denn, ich würde es nicht thun?“ fragte er in fast ernstem Tone.

„Ich selbst möchte sie sehen und sprechen,“ fuhr Faith fort; „aber ich glaube, ich bin noch nicht kräftig genug, um eine so weite Ausfahrt zu machen. Was meinen Sie?“

Der Doctor sah sie an.

„Ich glaube, die Mutter der Gracchen muß ungefähr ein solches Weib gewesen sein,“ sagte er dann mit unbeschreiblich ernst-komischer Miene, „so wie die andere römische Mutter, welche Rom rettete und ihren Sohn verlor, oder jene Dame von Sparta, welche an ihren Sohn das liebreiche Ersuchen stellte, auf seinem Schilde aus der Schlacht nach Hause zu kommen. Ich glaubte, dieses Geschlecht sei ausgestorben.“

Faith konnte nicht umhin zu lachen. Er hatte nicht recht gewußt, ob sie seine Anspielungen verstehen würde; aber sein wachsames Auge verrieth, daß dies der Fall war.

„Haben Sie Ihre Ausbildung in Pattaquasset genossen?“ fragte er.

„Nein, Sir,“ entgegnete sie erröthend; „ich habe noch gar keine Ausbildung genossen — ich bin jetzt erst damit beschäftigt, Allerlei zu studiren, was mir bis jetzt fremd gewesen.“

„Sie studiren?“ sagte er. „Das haben Sie nicht nöthig.“

„Warum nicht, Sir?“

„Weil es Gemüther und Naturen giebt, die ihrer angeborenen Constitution zu Folge so reich sind, daß ihr eignes freies Wachsthum eine vollere und bessere Ernte ist als alle Schulmeister der Welt von Anderen gewinnen können. — Wenn Sie aber einmal studiren, dann darf ich wohl fragen, welches Studium Ihnen das liebste ist? Ich weiß, Sie finden Geschmack an Chemie, an Shakespeare und an Naturgeschichte; aber ich möchte wissen, welches die bevorzugte Region ist, in welcher Sie sich am liebsten bewegen.“

„Das Studium, welches mir von allen am besten gefällt, ist gerade das, welches Sie am wenigsten lieben, Doctor Harrison.“

„Und was ist das für eins, Miß Faith?“

„Das Studium der Bibel.“

„Der Bibel! Aber in dieser sind Sie doch schon längst ausreichend bewandert,“ entgegnete er.

„Glauben Sie?“ entgegnete Faith. „Dann sind Sie in einem großen Irrthume befangen. Es giebt Nichts, was mir so unaufhörlich neu erschiene — Nichts, dessen Studium mir größeres Vergnügen bereitete.“

„Sie irren sich in mir ebenfalls, Miß Faith. Ich liebe dieses Studium auch. Sie sind heute kräftig und wohl genug dazu — ich wünschte, Sie könnten mir in diesem Studium behülflich sein.“

„Wenn Sie es wirklich liebten, so bedürften Sie meiner Hülfe nicht.“

„Ich weiß schon, daß Sie einmal in dieser Beziehung mißtrauisch gegen mich sind,“ sagte er lächelnd, „und ich will Ihnen daher mit meiner Bitte nicht weiter lästig fallen. Ich werde jetzt gehen und die kleine Kranke besuchen, von welcher Sie vorhin sprachen. Aber ich weiß den Weg nicht. Ich wünschte, Sie wären kräftig genug, um mir als Führer dienen zu können.“

„Reuben Taylor wird Sie hinführen, Doctor, wenn Sie es ihm erlauben. Er geht sehr oft hin.“

„Wenn ich es ihm erlaube! Sagen Sie vielmehr, wenn er es mir erlaubt! Ihr Ritter scheint mir nicht sehr gewogen zu sein, Miß Faith.“

„Warum nicht?“

„Das kann ich freilich selbst nicht genau sagen,“ entgegnete der Doctor lachend, „es müßte denn sein, daß seine ritterliche Anhänglichkeit an Sie gegen jede andere Annäherung, selbst die meinige, eifersüchtig ist. Jedoch, Sie sagen, er werde mich zu der Kleinen führen?“

„Ich bin überzeugt, daß er es mit großem Vergnügen thun wird, Doctor Harrison.“

„Und ich will mit großem Vergnügen gehen — für Sie nämlich.“

Er stand vor ihr und blickte auf sie herab. Es lag Etwas in seinem Blicke, was Faith wieder erröthen machte. Sie antwortete in ernstem Tone: „Nein, Sir, für mich nicht.“

„Warum nicht?“

„Ich kann es Ihnen nicht lohnen,“ sagte Faith zitternd, denn sie fühlte, daß sie den verhängnißvollen Punkt berührte. „Thun Sie es aus einem besseren Grunde.“

„Wollen Sie mir einen besseren angeben?“

Sie antwortete augenblicklich mit heiterem Lächeln:

„Gebt und man wird Euch wiedergeben — ein volles, gedrücktes und gerütteltes Maß wird man in Euern Schooß geben.“

„In einer anderen Welt!“ sagte der Doctor.

„Nein — in dieser. Das ist uns verheißen.“

„Aber dann geschieht es in Ihrem Theile der Welt — nicht in dem meinigen, und wenn Sie mir nicht den Weg zeigen, Miß Faith, so werde ich niemals dahin gelangen.“ Dann ergriff er ihre Hand, küßte dieselbe und setzte in sanfterem Tone hinzu: „Sind Sie müde, mir zu helfen zu suchen?“

Faith begegnete seinem forschenden Blicke, erröthete und ließ den Kopf sinken, denn sie fühlte sich wirklich schwach. Und ihre Worte waren leise und schwankend, als sie sagte: „Ich werde nie müde werden, für Sie zu beten, Doctor Harrison.“

Der Doctor schwieg eine Minute, ehe er wieder sprach, dann sagte er in deutlichem, festem Tone: „Darf ich Sie fragen, was Sie zuerst auf diese fromme Denkweise geführt hat? Sophy sagt, Sie wären nicht immer so gewesen.“

Faith's Wange ward dunkelroth.

„Die Lehre stammt stets vom Himmel, Sir. Mir aber kam sie durch die Hände des Freundes, der so lange in unserem Hause wohnte — vergangenes Jahr.“

„Und hat dieser Abenteurer Ihnen den Rath gegeben, keinem Freunde zu trauen, der nicht seiner Denkweise huldigt?“ fragte der Doctor mit einem Anfluge von Stolz.

Faith hob die Augen empor und sah ihn an — mit jenem festen, ernsten Blicke, dem der Doctor in diesen milden Augen nicht zu begegnen liebte. Dieser Blick fixirte den seinigen, bis plötzlich ihre Augen sich senkten und die des Doctors ihnen folgten, aber wohin? Nach dem behandschuhten Zeigefinger, der, wie er oft bemerkt, stets verhüllt war. Jetzt zog Faith diese Hülle langsam herunter, und etwas Eigenthümliches in ihrem Wesen oder in ihrem Blicke bewog ihn, seine Augen fest darauf zu heften. Langsam und ruhig entblößte Faith den Finger, und die Diamanten wurden sichtbar und funkelten, tanzten und hüpften, wie es Faith schien, deren Augen sonst Nichts sahen. Sie wagte nicht, aufzublicken, und konnte es auch nicht — aus doppeltem Grunde. Sie saß wie eine schöne Statue und schaute immer noch und blos auf das diamantene Symbol herab, während das Blut in ihren Wangen das Einzige an ihrer Person zu sein schien, was sich noch bewegte. Es stieg, indem es eine immer dunklere Färbung annahm, von ihren Wangen bis an den Rand ihres Haares. Sie sah nicht die Veränderung in dem Gesichte ihres Nachbars, ebensowenig als die Bläße und die rückkehrende Röthe, welche den inneren Kampf verriethen. Sie blickte nicht auf. Sie hatte Alles offenbart — er dagegen sollte Alles verschweigen — Alles, was er konnte.

Dies dauerte nur einige Minuten, obschon es Faith eine unendlich lange Zeit zu sein schien, und Doctor Harrison ergriff ihre Hand wieder genau auf seine gewöhnliche Weise, bemerkte, es sei möglich, daß er auf einige Tage nach den Süden reisen müsse, daß er aber glaube, er habe sie nun wieder von ihrer Krankheit hergestellt. Und so ging er fort, ohne daß ein Unbetheiligter in seinem Tone eine Veränderung hätte wahrnehmen können, und Faith hob die Augen nicht auf, um zu sehen, welche Gefühle sich in seinem Mienenspiele verriethen.

Viertes Kapitel.

Doctor Harrison schickte seinen Wagen fort und ging zu Fuße nach Hause. Langsam mit den Händen auf dem Rücken, als ob die Mailuft ihn träge gemacht hätte. Für Jeden, der ihm begegnete, war seine Miene so unbefangen wie gewöhnlich, sein Auge sah und erkannte Alles, worauf es fiel, und seine Stirn sah keinen Augenblick weniger gedankenvoll aus. Und dennoch war er nie von ergreifenderen Gedanken bestürmt worden. Er bewahrte das Geheimniß seines Stolzes — er hatte es bewahrt und wollte es bewahren — Niemand sollte errathen, was er in sich trug, aber er trug es mit flammendem Gehirn und mit einer Leidenschaft, die durch die Täuschung noch um das Tausendfache gesteigert ward. Vergebens hatte er so lange Monate im Stillen und

Verborgenen für sich gewirkt. Nichts konnte absoluter sein als das Schweigen von Faith's Antwort, aber auch Nichts gewisser als die Unwiderruflichkeit ihrer Stellung. Gerade die Unübersteiglichkeit der Schranke reizte ihn zum Widerstande, obschon seine Hoffnung auf Sieg immer schwächer ward. Er nannte sich einen Thoren, aber er war nicht daran gewöhnt, seine Absichten vereitelt zu sehen, und Niemand verfolgt lange mit so besonnener Energie einen Zweck, auf den er sein ganzes Dichten und Trachten gerichtet, ohne alle Fasern seines Willens und seiner Leidenschaft endlich zu einem starken, zähen Taue zusammen zu flechten.

Er ging allmählig langsamer und seine Augen hefteten sich auf den Boden. Wie lieblich hatte Faith ausgesehen — selbst als sie ihm und sich selbst Schmerz bereitet — wie sprechend war die dunkle Röthe über ihr Antlitz und ihren Nacken dahingeflogen — wie schüchtern hatten ihre Augenlider sich gesenkt, mit welcher unbeschreiblichen Anmuth hatte sie ihre Haltung behauptet! Und wie einfach war sie dennoch! Welch' einen Gegensatz hatten jene herrlichen Diamanten zu der fast altmodischen Ungeschmücktheit ihrer Person gebildet — einen Gegensatz, der dennoch nicht unharmonisch war, und durch den der künstlerische Geschmack des Doctors bezaubert

ward, obschon Faith's einzige andere Zierde die allerdings ächt weibliche ihres herrlichen braunen Haares war. —

War sie nun wirklich unerreichbar für ihn? Wenn die Pflicht zwischen ihnen stand — ja; außerdem — nein! Das sagte ihm die Erfahrung. Und er ging gemächlich an seiner eigenen Thür an den Häusern des Dorfes vorbei, beinahe bis an den Eingang der bewaldeten Straße, drehete sich dann um und kehrte mit schnelleren Schritten zurück.

Er nannte sich im Stillen immer noch einen Narren, aber er ging in das Bibliothekzimmer und schrieb einen Brief, der im Laufe der Zeit von Mr. Linden empfangen und gelesen ward.

Den nächsten Tag zeigte sich, daß Doctor Harrison seinen Vorsatz oder seine Pläne in Bezug auf seine Reise nach dem Süden geändert hatte, denn er kam wie gewöhnlich, um Faith zu besuchen. Er war in jeder Beziehung wie gewöhnlich, und zu ihrem Erstaunen zeigten sich von der gestrigen Unterredung auch nicht die mindesten Spuren. Die Ungezwungenheit und Freundlichkeit seines Wesens hatte keine Verminderung erlitten, obschon ein kleiner, kaum wahrzunehmender Anflug von Melancholie sie nicht bezweifeln ließ, daß sie verstanden worden. Trotz ihres eigenen Willens konnte auch sie nicht umhin,

sogleich fast wieder unbefangen sich ihm gegenüber zu fühlen — nichtsdestoweniger wünschte sie, daß er seine Reise nach dem Süden wirklich unternommen hätte.

Sie ahnte, daß Mr. Linden mit dem Stande der Dinge nicht zufrieden sein würde, und fühlte, daß sie selbst nicht damit zufrieden war. Es lag Etwas darin, was sie nicht verstand. Das Benehmen des Doctors war durchaus nicht dreist zu nennen, eben so wenig drängte er ihr seinen Schmerz auf, aber dennoch nahm er den Platz einer bevorrechteten Person ein — dies fühlte sie — und sie mußte seinen Schmerz sogar in dem Schweigen und dem Spiel der Worte sehen, welches sie für erheuchelt hielt, um ihn zu verbergen. Es that ihr sehr leid und zugleich glaubte sie, sie müsse in irgend einer Beziehung Unrecht gehandelt haben, sonst hätte die Sache nicht so weit kommen können.

Sie errieth nicht — wie hätte sie es auch errathen können! — daß der Doctor ein verzweifeltes Spiel spielte und sein Alles auf die Möglichkeit gesetzt hatte, daß Mr. Linden's Vertrauen zu ihr, oder das ihrige zu ihm wankend werden, oder daß sich in ihrer gegenseitigen Stimmung, oder in ihrem Stolze, oder in ihrer Zuneigung eine wunde Stelle zeigen würde. Dergleichen wunde Stellen giebt es

ja in so vielen Charakteren! Dafern nur eins von Beiden einen Mangel an moralischem Muthe, oder Wahrheit, oder Vertrauen, oder gesundem Menschenverstande an den Tag legte, wie das ja bei so vielen Menschen der Fall ist — so hatte der Doctor gewonnen! Denn er hatte sich vorgenommen, daß Faith's religiöse Meinungen kein Hinderniß für ihn sein sollten. Sie sollte denken wie er, oder — er wollte denken wie sie.

Von all' Dem wußte Faith Nichts. Sie hatte blos ein instinktartiges Gefühl, daß nicht Alles in Ordnung war, und Zweifel und Ungewißheit ließen auch ihre Körperkräfte nicht recht aufkommen. Sie ward wieder mit jedem Tage schwächer und ihr ganzes Denken concentrirte sich endlich in eine immer höher steigende Sehnsucht nach Mr. Linden's Ankunft.

Mittlerweile hatte Linden die folgende Depesche empfangen und gelesen, und vor und nach derselben studiert und Unterricht ertheilt, so viel er konnte.

„Pattaqusset, April 18 —

„Mein lieber Linden!

„Ich weiß selbst nicht, welcher Impuls mich drängt, diesen Brief an Sie zu schreiben — wahrscheinlich ein sehr starker, welcher die Menschen zu Narren macht — aber selbst während ich dies einsehe, schreibe ich weiter. Ich bin, ohne es

zu wissen, Ihr Nebenbuhler geworden. Der Thatsache nach allerdings noch nicht, wohl aber dem Charakter nach. Ich habe das Unglück gehabt, eine Person zu lieben, zu welcher Sie in einem gewissen Verhältniß stehen, und zwar, ehe ich wußte, daß dies der Fall sei. Dies ist eine sehr einfache Geschichte und sie könnte in der Geburt erstickt werden und brauchte nicht an das Tageslicht zu kommen, wenn Dies Alles wäre. Der Verlauf der vergangenen Monate, der mir diese Erkenntniß meiner selbst zu spät gebracht hat, giebt mir jedoch auch den Glauben, daß — wenn ich freien Spielraum hätte — wenn keine mir gegenüberstehenden Bande oder Fesseln des Gewissens vorhanden wären — ich nicht vergebens lieben würde. Worin diese Bande bestehen, davon weiß ich Nichts — ich habe nicht gefragt — daß aber eine Verbindlichkeit existirt, das ist mir zu verstehen gegeben worden. Bei gewissen Naturen von Wahrheit und Pflichtgefühl ist dies eine unübersteigliche Schranke. Sie wären sicher, wenn ich der Ehre gemäß handelte.

„Ich bin ein Narr, glaube ich, aber dennoch bin ich nicht ein so großer Narr, daß ich nicht wissen sollte, daß es auf der ganzen Welt nur einen Mann giebt, dem ich ein solches Geständniß

schreiben könnte. Ich werde dazu allerdings durch weiter Nichts als durch reinen Egoismus veranlaßt, dies weiß ich recht wohl, aber bei mir ist dies ein mächtiger Beweggrund. Ich denke mir von Ihnen, daß Ihnen nicht viel daran liegen würde, Etwas zu behalten, was Sie blos deßhalb besitzen, weil Sie früher darauf Anspruch erhoben haben. Diese Voraussetzung ist vielleicht nicht richtig, aber dennoch ist sie meine einzige Hoffnung und ich kann sie daher nicht aufgeben. Wäre die junge Dame frei — dem Gewissen sowohl als der Thatsache nach — so ließe sie sich vielleicht bewegen, mich mit günstigem Blicke zu betrachten. Ich muß hiebei hinzufügen, daß, wie ich glaube, ein solches Bewußtsein in ihrem Gemüthe noch niemals eine bestimmte Gestaltung gewonnen hat. Die Unschuld, womit sie vielleicht anfangs eine gewisse Verbindlichkeit eingegangen ist, würde in ihrem reinen Gemüthe die Wahrheit oder Nöthigung derselben nicht mindern. Das Spiel liegt sonach in Ihren eigenen Händen, Linden, eben so wie

„Ihr unwürdiger Freund

„Julius Harrison.“

„N. S. — Noch Eins muß ich hinzufügen, nämlich, daß ein etwas delikater Zustand der Ner-

ven und der Gesundheit, welchen ich seit einiger Zeit überwacht, es sehr unräthlich und gefährlich machen würde, diesen Gegenstand mit einem Male und ohne Vorbereitung zur Sprache zu bringen. Ich brauche zur Unterstützung dieses Winkes Nichts weiter hinzuzufügen."

Fünftes Kapitel.

Der Frühling rückte mit jedem Tage weiter vor und die Aepfelbäume begannen zu blühen. Mr. Linden's Ankunft stand nun bald zu erwarten, und an einem warmen Mainachmittage ging Faith auf sein Zimmer, um es in Stand zu setzen. Es war die erste häusliche Verrichtung, wozu sie seit ihrer Krankheit sich wieder tauglich fühlte, und ihre Kräfte waren noch so unzureichend, daß sie sich in ihren Bewegungen sehr in Acht nehmen mußte. Mit langsamen, zitternden Fingern verrichtete sie ihr angenehmes Werk und dann setzte sie sich sehr ermüdet auf ihren alten Lehnsitz am Fenster und versank in langes träumerisches Hinbrüten. Eine Weile war dies angenehm — es harmonirte mit der Sommerluft und dem Zwitschern der Rothkehlchen in den

Ahornbäumen und endlich lenkte es in das Ideengeleise der letzten Woche ein.

Nach einiger Zeit rüttelte sie sich auf; trotzdem aber daß sie so lange still gesessen, fühlte sie sich noch mehr ermüdet und kehrte auf ihr Zimmer zurück, um sich ein Wenig auf das Sopha schlafen zu legen.

Sie schlief nach ihrer friedlichen, ruhigen Weise, aber nicht so, daß ihr Gesicht nicht Spuren von ihren Gedanken verrathen hätte. Ihre Mutter trat leise ein und betrachtete sie, und die Frühlingsluft blies die Fenstervorhänge zurück und fächelte sie und berührte ihr Haar mit ihren duftenden Schwingen, und einige Honigbienen summten herein und suchten Honig auf den Blumen des Doctors und verließen sie, um wieder in's Freie zurückzukehren.

Endlich kam hinter Mistreß Derrick auch Mr. Linden herauf. Nur Wenig war in Bezug auf sein plötzliches Erscheinen gefragt und geantwortet und von Faith's Krankheit weiter Nichts als die bloße Thatsache erwähnt worden, und dann ging er leise hinauf in das von Sonnenschein erhellte Zimmer und blieb hier. Er setzte sich nicht in Faith's Lehnstuhl, sondern stellte sich vor den Kamin, weil er von hier aus ihre ganze herrliche Gestalt betrachten konnte. Mistreß Derrick kam und ging — er rührte sich nicht. Die Sonnenstrahlen kamen und gingen —

hüllten Faith in ihre schimmernden Falten, und legten sich ihm zu Füßen, dann begannen sie sich ganz zu entfernen. Sie hatten ihm das ungewohnt bleiche und abgezehrte Gesicht gezeigt und die müden Linien beleuchtet, in welchen die Lippen lagen und schliefen, und gerade als die Sonnenstrahlen hinweggeschwunden waren, gewahrte Mr. Linden, daß zwei dunkle Augen sich langsam geöffnet hatten und ihn betrachteten, als wenn er eine Gestalt in einem Traume wäre. Dies schien er vielleicht eine Minute lang zu sein, denn die Sonnenstrahlen berührten die braunen Locken seines Haares wie eine Glorie, und umsäumten die „angenehmen Umrisse," die so unbeweglich und still dastanden wie eine Bildsäule.

Die Augen aber, welche in die ihren blickten, waren nicht die einer Bildsäule, und Faith's träumerischer Blick dauerte nur wenige Secunden. Dann breitete sich über jeden Zug ihres Gesichtes der Ausdruck unaussprechlicher Freude und sie sprang auf, um ihn in Mr. Linden's Armen zu verbergen.

Er stand still und hielt sie fest umschlossen, wie man einen wiedergewonnenen Schatz festhält, denn Faith war noch zu schwach, um sich so rasch wieder zu fassen wie früher, und Ermüdung und Freude fanden einen sonst sehr ungewohnten Ausdruck in einem Ergusse krampfhafter Thränen.

Mr. Linden schien keines Wortes mächtig zu sein. Allerdings führte er die Geliebte auf das Sopha zurück; aber wenn eine jede ihrer Thränen Balsam für ihn gewesen wäre,. hätte er sie nicht ungestörter fließen lassen können. Vielleicht aber drängte der Gedanke, daß es wirklich Thränen waren, sich ihm plötzlich auf, denn er sagte auf einmal in sanft befehlendem Tone:

„Faith — bleibe ruhig! — Freust Du Dich so sehr, mich zu sehen?"

Sie gab keine Antwort. Nach einigen Augenblicken jedoch richtete sie den Kopf empor — ihre Thränen hörten auf zu fließen, aber das Lächeln, womit sie ihn betrachtete, war gleichsam ein von Wolken getragener Regenbogen.

„Das ist ein sehr mühsam durchbrechender, nebeliger Sonnenstrahl!" sagte Mr. Linden; „bin ich deßhalb dem Bereiche desselben so lange fern gehalten worden?"

Faith neigte das Haupt. Ihre Stirn lag leicht an ihn angelehnt — er konnte nicht sagen, von welcher Art ihr Lächeln war.

„Mignonette, blicke auf und küsse mich — wie lange glaubst Du, daß ich darauf warten könne?"

Er brauchte nicht länger zu warten und die

Berührung ihrer Lippen erfolgte mit einer zitternden verrätherischen Freude.

„Endy," hob sie wieder an, „ich glaubte, Du würdest erst in zwei oder drei Tagen kommen."

„Es wäre mir auch beinahe unmöglich gewesen, schon heute zu kommen. Aber, mein Kind, wann bist Du krank geworden?"

„O — schon lange."

„Schon lange!" wiederholte Mr. Linden in ernstem Tone. „Warum hast Du mich nicht davon benachrichtigt?"

„Ich wünschte nicht, daß Du kommen möchtest."

„Warum denn nicht?"

„Ich wollte Dir nicht die Zeit rauben, deren Du zu Deinen Studien und andern Zwecken bedarfst."

„Was für ärztlichen Beistand hattest Du?"

„Guten — Doctor Harrison."

„Und that er treulich seinen Pflicht?"

„Ich glaube, die thut er stets — seine ärztliche Pflicht," sagte Faith etwas schüchtern.

„Glaubst Du, daß Alles, was er Dir gesagt, für Dich gut gewesen sei?"

Es lag ein gewisser Ausdruck von Schmerz und sogar Furcht in Faith's Blicken, als sie Mr. Linden ansah und entgegnete:

„Es sollte mir wenigstens Nichts schaden.“

„Aber es hat Dir dennoch geschadet, Faith, nicht wahr? — Ich dachte es mir.“

Sehr sanft und gedankenvoll glitten seine Finger über ihr Haar und seine Augen sahen sie an, Faith konnte kaum sagen wie. Ihr Haupt sank wieder an seine Brust, denn die Thränen brachen abermals hervor. Er umfaßte sie mit starkem Arm, wie um sie gegen einen Feind zu schützen; er beschwichtigte sie mit ernsten Küssen, nicht mit Worten, denn er erwartete, daß sie zuerst das Schweigen brechen würde.

„Kind,“ sagte er endlich, als Dies nicht geschah, „Du wirst Dir schaden. Hat er diesen Nervenzustand herbeigeführt, von welchem er spricht? Und auf welche Weise?“

„O, sprich nicht davon, Endy!“ sagte Faith, mühsam nach Fassung ringend. „Ich bin thörigt und schwach; ich will es Dir ein ander Mal sagen.“

„Glaubst Du, ich könne lange warten, ehe ich erfahre, was meine Ankunft zu einer so thränenreichen Scene macht?“

„Ja, denn es ist ja nun Alles vorüber.“

„Was ist vorüber?“

„Alles — was Dir nicht gefallen würde.“

„Faith, Du sprichst in völligen Räthseln. Es ist gut, daß Das, was ich von diesem sehr bleichen,

kleinen Gesichte sehen kann, weniger räthselhaft ist. Sagtest Du Doctor Harrison, daß Du Anspruch auf mich hättest?"

„Ja —" stammelte sie, „— wenigstens zeigte ich ihm meinen Ring."

„Zur Antwort auf seinen Antrag, Faith?"

„Nein. — Er sprach blos eines Tages auf eine Weise, die mir nicht gefiel."

„Thatest Du es, um Dich selbst, oder mich zu schützen?" fragte Mr. Linden, indem er sie scharf ansah.

„Um mich zu schützen, glaube ich," antwortete sie, indem sie ihn mit unaussprechlichem Ausdrucke anblickte.

„Du besitzest eine seltsame Fähigkeit, mich mit Freude und Unruhe zu gleicher Zeit zu erfüllen," sagte Mr. Linden. „Was unterstand er sich, zu Dir zu sagen?"

„Nichts in Bezug auf mich. Es war Etwas, was Dich betraf — und ich wollte nicht, daß er es sagen sollte."

Mr. Linden lächelte, aber nahm gleich darauf wieder eine ernste Miene an. Doctor Harrison hatte also gewußt, was für Bande er zu zerreißen suchte. Er mußte überzeugt gewesen sein, daß es Bande tiefer Liebe und tiefen Vertrauens waren, und den=

noch hatte er sich nicht abhalten lassen, mit kaltem Blute Mißtrauen zu säen. — Nachdem Mr. Linden mehrere Minuten lang geschwiegen, hob er in ruhigem, gelassenem Tone wieder an:

„Du kannst den Ring nun ganz Pattaquasset zeigen, Mignonette, denn ganz Pattaquasset soll es binnen Kurzem wissen.“

„Warum?“ fragte sie.

„Weil ich glaube, daß Du des Schutzes meines Namens bedarfst.“

Faith konnte Dies nicht leugnen.

Sechstes Kapitel.

Als Faith am nächstfolgenden Morgen erwachte, zwitscherten die Vögel lustig unter ihrem Fenster und ihre Mutter bewegte sich geräuschlos im Zimmer umher, zündete das Feuer an, brachte die Fenstervorhänge, den Tisch und das Sopha in Ordnung, legte Faith's Hausrock bereit, sprach aber noch kein Wort mit ihr, um sie nicht zu wecken, im Fall sie noch schliefe.

Faith sah an jedem Schritte, den ihre Mutter that, wie froh und erleichtert diese sich fühlte, und wußte recht wohl warum. Auf der weißen Bettdecke vor ihr lag ein herrlicher Strauß Frühlingsblumen. Der Thau der letzten Nacht barg sich noch in den Tiefen der Veilchen und benetzte die Blätter der Mairosen.

„Mutter," sagte Faith, nachdem sie ihr eine Weile zugesehen, „Dir ist heute wohler zu Muthe als in den letztvergangenen Wochen."

Mistreß Derrick kam rásch auf sie zu, küßte und streichelte sie. „Mein liebes Kind," sagte sie, „das ist mit Dir auch der Fall."

Faith bestätigte diese Worte, indem sie sich rascher anzukleiden begann als sie seit langer Zeit gethan. Die bleichen Wangen waren diesen Morgen nicht ganz so bleich.

Als sie endlich fertig war und den Frühlingsblumenstrauß in den Gürtel gesteckt hatte, trat sie hinaus in die Hausflur. Mr. Linden begegnete ihr hier gerade, wie er ihr in der Nacht nach dem Feuer begegnet war, und hielt eben so wie damals sie eine Minute lang auf und sah ihr forschend in's Gesicht. Er fragte nur mit den Augen und sprach nur mit den Lippen, aber ohne Worte, und begleitete sie sodann in das Frühstückzimmer.

„Mignonette," sagte er, „wann wird es Dir heute belieben, eine Spazierfahrt zu machen?"

„Ich glaube," entgegnete sie erröthend, „ich werde erst Doctor Harrison fragen müssen, ob ich darf."

„Durchaus nicht. Er hat Nichts darüber zu sagen."

„Nun dann bin ich bereit, sobald er dagewesen sein wird.“

„Wir wollen gar nicht auf ihn warten,“ sagte Mr. Linden.

„Aber, Endy, später kommen wir doch wohl auch Zeit genug.“

„Das wohl — aber ich habe andere Gründe.“

„Welche denn?“

„Hauptsächlich den, weil ich wünsche, daß Du nicht zu Hause seiest, wenn Doctor Harrison kommt.“

Man setzte sich nun zum Frühstück, und als nach Beendung desselben Mr. Linden Miene machte, Anstalten zu der vorgeschlagenen Spazierfahrt zu treffen, ergriff Faith ihn bei der Hand und sagte in ihrem weich musikalischen Tone: „Endy, willst Du mich nicht warten lassen, bis Doctor Harrison seinen Besuch gemacht hat?“

Die kleine Hand ward umschlossen und festgehalten.

„Er würde nicht wünschen, Dich in meiner Gegenwart zu sehen, Mignonette, und ich werde nicht zugeben, daß er Dich ohne mich sehe.“

„Aber warum, Endy?“

„Weil — Mignonette, ich kann es Dir nicht sagen. Frage mich nicht.“

Faith erröthete, schlug schüchtern die Blicke zu Boden und fragte nicht weiter.

Daß Mr. Linden vollwichtige Gründe hatte, war klar; nichtsdestoweniger aber bekümmerte sie der Gedanke an Doctor Harrison. Sie sagte indessen Nichts. Auch er sprach nicht weiter über diesen Gegenstand.

Nach einiger Zeit geleitete er Faith wieder hinauf auf ihr Zimmer, ließ sie wieder auf ihrem Sopha Platz nehmen und plauderte mit ihr, bis sie sich müde fühlte und den Kopf zurücklehnte, um ein wenig zu schlafen. Als sie wieder erwachte, war Mr. Linden fort und ihre Mutter saß neben ihr und hielt Wacht.

„Ist der Doctor dagewesen, Mutter?"

„Nein," entgegnete Mistreß Derrick, „er ist vom Pferde gestürzt und hat sich den Fuß ein wenig verstaucht. Deßhalb will er erst morgen kommen. Reuben war da und meldete es uns. Soll ich Mr. Linden sagen, daß er heraufkommen kann?"

„Ja," antwortete Faith, und fühlte, daß ihr dies eine Erleichterung sein würde.

Mr. Linden kam, um ihr zu sagen, daß der Wagen bereit stünde.

Es kam Faith vor, als ob Jerry seinen alten Führer noch kenne, so lustig rannte er mit dem

Wagen von dannen, ohne daß er im Mindesten angetrieben zu werden brauchte. Der frische Lufthauch fächelte Faith's Gesicht und Haar, und mit dem Dufte von Knospen und Blüthen und frisch gepflügtem Erdreich mischte sich der Hauch der Meeresluft, denn Mr. Linden hatte die Richtung nach dem Strande eingeschlagen.

Faith fühlte sich von wunderbaren, lange entbehrten Empfindungen durchströmt.

„Endecott," sagte sie, als sie den Strand erreicht hatten, „wenn ich Nichts sage, so geschieht es, weil ich meinen Gefühlen nicht den gebührenden Ausdruck zu geben weiß."

„Faith," antwortete er, indem er sie mit still freudigem Blicke betrachtete, „Dein Gesicht verräth, daß Du mit jeder Minute wohler und kräftiger wirst. Bist Du noch nicht müde?"

„Es ist mir, als wäre ich in einem wunderbaren Traume befangen."

„Wirklich?" sagte Mr. Linden. „Dann freut es mich, daß mit mir nicht dasselbe der Fall ist. Ich werde vielmehr aus einem Traume erweckt, indem ich sehe, wie Du anfängst, Deine frühere Erscheinung wiederzugewinnen."

„Nur mein Gefühl träumt," sagte Faith. „Diese frische Luft wird mich wecken, wenn ich noch

eine kleine Weile hier bleibe. Siehst Du jenen schwarzen Felsen draußen mitten in den Wellen, und wie die Wellen ihn bald halb bedecken, bald wieder sichtbar werden lassen?"

„Ja."

„Ich dachte an das, was Rutherford von der veränderlichen, wechselnden Fluth der Lebensfreuden und Sorgen sagt: Unser Felsen ist es nicht, was steigt und fällt, sondern unser Meer."

Faith bedachte, daß ihr eigenes Leben keine große Aehnlichkeit mit dieser steigenden und fallenden Fluth habe, daß dies dagegen mit dem seinigen eher der Fall sei. Die nächste Frage lag nun nicht fern und sie stellte sie, indem sie ihn mit besorgtem Blicke ansah.

„Endecott," sagte sie, „warum arbeitest Du so angestrengt?"

„So angestrengt, wie —"

„Wie Du thust."

„Was veranlaßt Dich, zu glauben, daß ich so angestrengt arbeite, liebe Mignonette? Habe ich diesen Eindruck auf Dich gemacht? Dann ist es ohne meinen Willen geschehen. Sehe ich denn aus, als hätte ich mich überarbeitet?"

„Nein," sagte Faith, „das allerdings nicht —

aber davon ist jetzt nicht die Rede. Aber warum thust Du es, Endecott?"

„Weßhalb glaubst Du, daß ich es thue? Wer hat Dir dies Alles in den Kopf gesetzt?"

„Ich hörte es," sagte Faith.

„Von wem denn?"

„Das weiß ich nicht. Es war aber Jemand, der sich ebenfalls wunderte, daß Du es thätest."

„Das ist eine sehr räthselhafte Mittheilung, die Du mir da machst. Was meinte denn dieser Jemand eigentlich?"

„Daß Du sehr angestrengt studirtest und dabei noch Unterricht ertheiltest," entgegnete Faith.

„Nun, habe ich, während ich hier war, wohl etwas Anderes gemacht? Das hätte Dir doch unmöglich außerordentlich erscheinen sollen, liebes Kind. Jedenfalls habe ich mir damit keinen Schaden gethan, das kannst Du selbst sehen, Mignonette. Ich bin noch sehr kräftig zum Arbeiten."

Sie sah ihn mit ernstem, forschendem Blicke an, stellte aber weiter keine Fragen. Mr. Linden hob ungefragt wieder an:

„Ich bin sehr gern bereit, Dir in Bezug auf meine Arbeit Alles zu sagen. Daß ich es nicht schon lange gethan, hatte seinen Grund in zwei oder drei

Gründen, die Du verstehen wirst. Ich sagte Dir einmal, liebe Faith — an einem Abende, den ich nie vergessen werde — daß ich Mittel genug hätte, um meine Studien zu vollenden, aber es gab zweierlei, was mich bewog, nach Mitteln zu trachten, um noch weit mehr zu verdienen. Das eine bestand darin, daß ich lieber fortwährend angestrengt arbeiten als das entbehren will, was ich zur Verwendung auf verschiedene gute und angenehme Weise brauche."

Sie sah ihn lächelnd und beistimmend an.

„Der zweite Grund," fuhr er fort, „ist dieser: Wir kamen überein, daß ich zwischen zwei Gärten wählen sollte, um meine Mignonette darein zu pflanzen. Dennoch aber kann es sich treffen, daß ich selbst auf das Anerbieten eines einzigen warten muß — auf Mignonette aber kann ich nicht warten. Voyez-vous, Mademoiselle?"

Ja, sie sah ein, was er sagen wollte, und verrieth dies durch die dunkle Röthe, welche ihr bis in die Stirn emporstieg. Ohne Zweifel würde Faith Mehreres gesagt haben, aber sie konnte nicht, sondern saß da wie ein schüchternes Mäuschen, und war keines Wortes mächtig.

Mr. Linden bemerkte lachend, er glaube, ihren Wangen sei nun so viel Gutes geschehen als ihnen

an einem Tage geschehen könne, und nach ihren Augenlidern zu urtheilen, werde Schlaf das Nächste sein, dessen sie bedürfe. Deßhalb lenkte er den kleinen Wagen herum und ließ Jerry heimwärts traben.

Siebentes Kapitel.

Das Diner war bereit, als sie nach Hause kamen, so daß Faith sich gleich zu Tische setzen konnte, und dann, nachdem das Diner vorüber war, ging sie hinauf in ihr Zimmer, um ein wenig zu schlafen. Darüber verging fast der ganze Nachmittag. Die Sonnenstrahlen waren lang, das Licht des Tages milderte sich, als Faith endlich erwachte und sich erhob. Sie fühlte sich abermals gestärkt und neu belebt. Sie brachte ihr Haar und ihre Kleidung in Ordnung und that dann dasselbe mit mehreren Gegenständen im Zimmer und dachte an Mr. Linden's angestrengtes Arbeiten und wie er ihr, als sie darüber gesprochen, den Mund zu schließen gewußt.

„Wo ist Mr. Linden, Mutter?"

„Unten."

„Dann will ich auch hinuntergehen," sagte Faith und ergriff den Arm ihrer Mutter, um sich von ihr führen zu lassen.

Bei ihrem Eintritte in das Parterrezimmer fand sie jedoch zu ihrer Ueberraschung in demselben zwei Herren anstatt eines. Sie standen in der Mitte des Zimmers und waren in eifrigem Gespräche mit einander begriffen. Beide dreheten sich in dem Augenblicke, wo Faith die Thür öffnete, herum, und Squire Stoutenburgh kam auf sie zu und rief:

„Wie, Miß Faith! Sie zu sehen hätte ich nicht gehofft. Mein liebes Kind, sind Sie wirklich so wohl, wie Sie aussehen?"

Faith wäre sehr froh gewesen, wenn sie das Feld, auf welches sie sich so unbesonnen gewagt, sofort hätte wieder verlassen können, und konnte nur eine verlegene Antwort stammeln.

Mr. Linden schlug sich sofort in's Mittel, indem er sie bei der Hand ergriff und in ihrem Lehnstuhle Platz nehmen ließ.

„Nein, sie ist nicht so wohl, wie sie aussieht, Mr. Stoutenburgh," sagte er, „und deßhalb dürfen wir sie nicht stehen lassen."

„O, das ist auch durchaus nicht meine Absicht," sagte der Squire. „Miß Faith, von Ihnen dagegen hoffe ich, daß Sie diesen jungen Mann hier möglichst

lange stehen oder knieen oder sonst Etwas thun lassen, damit er den ganzen Sommer bei uns bleiben muß. Wie lange haben Sie sich vorgenommen, zu bleiben?"

„Bis ich fort muß," entgegnete Mr. Linden lächelnd.

„Nun dann gehe ich noch einmal so froh nach Hause," sagte Mr. Stoutenburgh in dem herzlichen Tone, der ihm so gut anstand. „Liebe Miß Faith, ich freue mich, als ob Sie meine eigene Tochter wären, und Sie werden mir gestatten, dies zu sagen, weil Ihr Vater und ich sehr gute Freunde waren."

Mit diesem originellen und aufrichtigen Ausdrucke des Gefühls ging der Squire fort.

Mr. Linden nahm nun neben Faith Platz und sie stützte sich mit Hand und Kopf auf seine Schulter.

„Ich fürchte," hob sie nach einer langen Pause an, „Du wirst Dich meiner schämen, Endecott, aber ich muß Dir Alles sagen, was mir so lange auf dem Herzen gelegen hat. Wie Du weißt, habe ich während meines Krankseins sehr oft Doctor Harrison's Besuch empfangen — jeden Tag, manchen Tag auch zwei Mal — ich konnte nicht anders."

„Nein."

„Und, Endy — er sprach und unterhielt sich viel mit mir — ich weiß nicht, warum er es that —

ich fand auch keinen Gefallen daran, aber ich konnte es nicht hindern. Zuweilen sprach er mit mir über die Bibel."

„Das pflegte er schon früher zu thun."

„Und Du sagtest mir auch schon früher, daß ich ihn nicht über seine Zweifel und falschen Ansichten mit mir sprechen lassen sollte. Endecott, ich hatte das nicht vergessen — ich dachte fortwährend daran — aber dennoch sprach er mit mir von jenen Dingen, und ich wußte nicht, wie ich es hindern sollte. Und dann, Endecott — konnte ich mich der Gedanken, die er einmal in mir erweckt, nicht wieder entschlagen."

„Faith," sagte Mr. Linden in ernstem Tone, denn dies war offenbar Etwas, was er nicht erwartet hatte, „hat er Deinen Glauben angegriffen?"

Faith schmiegte sich fester an ihn mit halb liebkosender, halb furchtsamer Miene, und flüsterte: „Nein — niemals."

„Kind," sagte er mit bebender Stimme, „ich glaube, das hätte ich auch nicht ertragen können. Lieber wollte ich dann, daß er mir Dein Herz geraubt hätte."

Faith rührte sich nicht und schien kaum zu athmen, so sehr hatte ihr Gemüth mit krampfhaften, widerstreitenden Gefühlen zu kämpfen.

Er neigte sich zu ihr herab und küßte sie und setzte nach einigen Secunden hinzu: „Erzähle mir Alles.“

„Ich weiß selbst nicht, wie er anfing,“ fuhr Faith zögernd fort, als ob die Worte ihr schwer würden zu sprechen, „und alle Mal ehe ich es vermuthete, sagte er Etwas, was mich beunruhigte — fast jedes Mal, wenn er kam. Ich weiß nicht, ob es ihn ebenfalls beunruhigte, oder ob — doch gleichviel, weßhalb er es sagte. Er erzählte mir von irgend einem Zweifel, der ihm aufgestoßen, oder von einer Schwierigkeit, die er nicht verstehen konnte, oder es war eine widerstreitende Thatsache, die jemand Anders aufgestellt, oder eine schlaue Erklärung, die Jemand ersonnen, oder eine Entdeckung, die der Wahrheit widerstritt, oder irgend eine Reihe von Folgerungen und Schlüssen, die auf Untergrabung der Wahrheit berechnet waren. Und diese Dinge wußte er stets so vorzutragen, daß, obschon ich wußte, daß sie falsch — obschon ich nie zweifelte, daß sie nicht die Wahrheit waren, Endy, ich ihm doch nie beweisen konnte, daß dies der Fall war, und dies kränkte mich. Er marterte mich Tag und Nacht — aber dies war nicht Alles.“

Faith zögerte einige Augenblicke und fuhr dann fort:

„Diese Dinge berührten allerdings niemals meinen Glauben, Endecott, aber es war mir, als wenn sie mich in eine Festung eingeschlossen hätten und diese belagerten. Nur dann und wann fand ich ein wenig Ruhe. Wenn ich die Bibel zu lesen versuchte, so konnte ich oft an Nichts denken, ohne daß jene Gedanken sich dazwischen drängten — wie ein Schwarm Mücken, die mir vor den Ohren summten — oft half mir sogar das Gebet Nichts," setzte sie in noch leiserem Tone hinzu.

„Aber jetzt ist das wohl wieder vorüber?" fragte Mr. Linden.

Sie zögerte wieder, denn sie kämpfte vielleicht mit einer Bewegung, von welcher sie sich nicht bemeistern lassen wollte. Ihre Worte waren ruhig.

„Es geht jetzt vorüber. Erde und Himmel — Alles hat sich aufgeklärt, seit Du wieder da bist — ich wußte, daß es so sein würde."

Mr. Linden schwieg und suchte den Schmerz und die Entrüstung zu bemeistern, welche sich in ihm um die Oberherrschaft stritten.

„Ich glaube, Endy," hob Faith wieder an, „diese Gedanken würden keine so große Macht über mich gewonnen haben, wenn ich gesund und kräftig gewesen wäre. Ich bin fest überzeugt, daß meine

Krankheit der Hauptgrund war. Ich war schwach an Körper und Geist – und Du fehltest mir."

„Ach, Kind – Du weißt nicht, was Du sprichst — Du ahnst nicht, welche Schlinge man Dir gelegt hatte."

„Glaubst Du das wirklich, Endy?" fragte sie in furchtsamem Tone.

„Was sonst?"

„Aber er schien stets — ich hoffte immer, denn er interessirte sich wirklich selbst für diese Dinge."

„Niemand trägt die Wahrheit in der einen und die Lüge in der andern Hand," entgegnete Mr. Linden streng.

„Endecott," sagte Faith nach einer Weile, „glaubst Du, daß Jemand, der Christum liebt, zum Unglauben verleitet werden könne?"

„Nein — wenigstens nicht wirklich und dauernd. Die Verheißung sagt: „Weil er seine Liebe auf mich gesetzt hat, deßhalb will ich ihn erlösen!""

„Aber warum fürchtetest Du dann so viel für mich, Endy?"

Sie hatte Ursache zu der Frage, denn er hatte bis jetzt mit jener Spannung zugehört und gesprochen, welche verborgene Angst und Besorgniß verräth.

„Meine kleine Mignonette," sagte er nach einer kurzen Pause, „weißt Du gewiß, daß Du noch an

Deinem Vertrauen festhältst? Bist Du überzeugt, daß er nicht das Licht verdüstert hat, welches so hell in Deinem Herzen zu scheinen pflegte? — daß er den Himmel nicht zweifelhaft, die Verheißungen nicht unwirksam gemacht hat?"

„Wenn er dies gethan hat, so weiß ich es wenigstens nicht, Endecott. Es war eine Wolke, die mir allen Genuß raubte — daß es nicht mehr war, wußte ich — nun hat sie sich wieder verzogen, oder doch beinahe. Es war unrecht von mir, daß ich mich davon einhüllen ließ, aber ich war schwach und krank."

Der Ton, in dem sie dies sagte, war sehr demüthig, und das unschuldige Zittern der Lippen verlieh ihrem Antlitze einen engelgleichen Ausdruck.

Er zog sie an seine Brust und küßte sie.

„Nun bin ich vollkommen beruhigt," sagte er. „Faith, ich habe große Lust, Dich in ganz Pattaquasset herumzuführen und allen Leuten zu sagen, welchen Namen Du künftig tragen wirst."

Achtes Kapitel.

Mistreß Derrick, ihre Tochter und Mr. Linden saßen am nächstfolgenden Morgen beim Frühstück, als Besuch angemeldet ward. Es war Miß Essie de Staff. Sie trug ein weißes Kleid und eine schwarzseidene Schürze. Ihr schwarzes Haar, von welchem sie den Sonnenhut herabgenommen, war in glänzender Ordnung, und die schwarzen Augen ebenfalls. Vielleicht erweiterten sie sich ein wenig, als sie die Gesellschaft erblickte, aber noch mehr funkeln konnten sie nicht.

Sie näherte sich mit gemessenem Schritte dem Tische und rief:

„Mistreß Derrick! — Ich glaubte nicht, daß Sie so spät frühstückten! Ich komme, um Ihre Tochter ein wenig mit fortzunehmen, und glaubte, ich würde den Paß rein finden. Mr. Linden! Ich wußte

nicht, daß Pattaquasset so glücklich wäre, Sie wieder zu besitzen."

„Wir frühstücken um Faith's willen so spät, denn sie bedarf viel Schlaf, um wieder zu Kräften zu kommen," sagte Mistreß Derrick, während Mr. Linden aufstand und der Dame erst die Hand und dann einen Stuhl bot, indem er zugleich bemerkte, daß das Glück von Pattaquasset ihm eine angenehme Neuigkeit sei.

„Aber Faith ist wohl wieder gesund, nicht wahr?" fragte Miß Essie.

„Sie ist wenigstens auf dem Wege der Besserung," sagte Mistreß Derrick.

„Sie geht wieder aus?"

„Bis jetzt hat sie es erst ein einziges Mal gewagt."

„Es wird ihr von Nutzen sein, wenn sie es wieder wagt. Sophy Harrison und ich haben uns vorgenommen, den heutigen Tag in Faith's Gesellschaft zuzubringen, und ich komme eben, um sie zu holen. Glauben Sie an die Möglichkeit, daß Damen sich in Damen verlieben können, Mr. Linden?"

„Ich habe mehr Kenntniß von Dem, was unter Herren möglich ist. Von wem glaubt man denn, daß er in Gefahr sei, Miß Essie?"

„Faith kann heute nicht ausgehen," sagte Mistreß Derrick entschieden.

„Aber warum denn nicht?" fragte Miß Essie. „Glauben Sie denn, es sei Gefahr vorhanden, wenn sie mit mir geht? Faith, nicht wahr, Sie gehen mit?"

Sie war dicht an den Tisch getreten und stand neben Faith, in deren Antlitz ihre Augen zu lesen oder wenigstens zu buchstabiren versuchten.

„Heute nicht, Miß Essie; ich danke Ihnen."

„Sie danken mir? Sie sollten sich eher gegen mich entschuldigen."

Miß Essie setzte sich und nahm an einer Stelle Platz, von wo aus sie den ganzen Tisch „bestreichen" konnte. „Das ist für mich und Sophy eine schreckliche Enttäuschung," fuhr sie fort. „Wir hatten bestimmt auf Sie gerechnet. Sophy ist ganz allein. Sie wissen wohl, Faith, daß der Doctor einen kleinen Unfall erlitten hat."

„Wir haben davon gehört," antwortete Faith nicht sehr unbefangen.

„Wissen Sie auch, daß er davon spricht, eine Reise nach dem Süden zu machen?"

„Auch davon habe ich gehört," sagte Faith.

Aus der steigenden Röthe ihrer Wangen konnte Miß Essie nicht viel abnehmen, denn die Farbe wechselte in dem zarten Antlitze der Reconvalescentin gar zu oft.

„Was veranlaßt ihn denn, gerade jetzt so eilig diese Reise vorzunehmen? — Geschäfte?“

Faith blickte auf und sah die Fragende mit vollem, klarem Blicke an, so wie die Neugier ihn nicht wünscht, während sie mit großer Würde antwortete:

„Er hat es mir nicht gesagt, Miß Effie.“

„Es ist Schade, daß Doctor Harrison gerade jetzt fortgeht, wo Sie gekommen sind, Mr. Linden,“ sagte die Dame mit den schwarzen Augen, indem sie den Angriff von einer andern Seite begann. „Sie waren so gute Freunde.“

„Was ist ein Freund?“ entgegnete Mr. Linden. „Apropos, Miß Effie, Sie sollten diese Kresse zu einem Vorwande nehmen, um wenigstens Salz mit uns zu essen und auf diese Weise Ihren Anspruch auf den Namen einer Freundin zu begründen.“

„Mein Himmel,“ sagte die Dame, indem sie eine Handvoll nahm, „ich glaubte, ein Freund wäre etwas mehr — etwas Aetherischeres als dies.“

„Als was, wenn ich fragen darf?“

„Als eine Person, die mit Ihnen Salz ißt. Ich bin kein Liebhaber von Kresse. Ich gehöre nicht zu Nebucadnezar's Familie — wo haben Sie diese Gewohnheit angenommen? Es ist eine französische. Doctor Harrison ißt auch Kresse. Hat er es Ihnen auch gelehrt, Faith?“

„Ich glaube, ich hatte diese Ehre," sagte Mr. Linden.

„Wie mir scheint, haben Sie nicht blos in der Schule Unterricht gegeben," sagte Miß Essie bedeutsam. „Was haben Sie denn sonst noch von ihm gelernt, Faith?"

Faith warf der Fragerin nur einen Blick ihres sanften Auges zu, ward dabei aber bald roth, bald blaß.

„Ich bin heute recht unartig," fuhr Miß Essie fort. „Mr. Linden, übernehmen Sie vielleicht die Schule wieder? Das wäre für viele Leute eine große Freude."

„Miß Essie," entgegnete Mr. Linden in ruhigem Tone, „Faith hat niemals die Kunst der Selbstvertheidigung gelernt, darum muß ich Sie bitten, Ihre Angriffe auf mich zu richten. Nein, ich werde die Schule nicht wieder übernehmen — und, die Wahrheit zu gestehen, ich glaube, es würden nicht alle Leute sich darüber freuen, sondern einige es nur ungern sehen."

„Wohl Ihre schlechten Schüler?" fragte Miß Essie.

„Nein — meine guten Freunde."

„Na, ich für meine Person würde mich freuen," sagte Miß Essie. „Wer sind denn Ihre Freunde,

die es nicht gern sehen würden? Doctor Harrison wohl, zum Beispiel?“

„Die Freunde, welchen meine gegenwärtige Beschäftigung besser gefällt.“

„Und Sie wollen also Geistlicher werden?“ sagte Miß Effie, indem sie sich mit dem Ellnbogen auf den Tisch stützte und Mr. Linden, vielleicht auch einige andere Dinge, mit den Augen studirte. Er lächelte, als er diesen forschenden Blick bemerkte, verneigte sich aber blos auf ihre Frage.

„Das ist eine sehr schwere Aufgabe,“ sagte Miß Effie.

„Das mag wohl sein, aber sie hat auch Seiten, die als angenehme betrachtet werden müssen,“ entgegnete Mr. Linden.

„Glauben Sie?“ sagte Miß Faith. „Ich verstehe das nicht — aber es mag wohl sein. Ein Geistlicher steht in großem Ansehen. Eins aber ist gewiß — das Schwerste, was es giebt, ist, das Weib eines Geistlichen zu sein.“

„Aber der Geistliche, der seiner Gattin ein schwereres Leben bereitete als er selbst zu tragen hat, müßte ein armseliger Mensch sein.“

„Er kann es nicht ändern,“ sagte Miß Effie, indem sie ihre schwarzen Augen umherschweifen ließ. „Natürlich wünscht er es nicht, aber die Frauen sind

stets schlimmer daran als die Männer, und die Frau eines Geistlichen ganz besonders."

„Nun, dann ist es immer noch ein Trost, zu bedenken, daß er es wenigstens nicht wünscht," sagte Mr. Linden mit einem gewissem Grade von resignirtem Ernste.

„Für mich wäre dieser Trost kein großer," sagte Miß Essie; „wenn ein Mädchen heirathet, so erwartet sie natürlich, daß ihr Mann dann ihr gehöre — ein Geistlicher aber gehört auch allen Anderen."

„Ich sehe wohl, daß ich über diesen Gegenstand noch nicht reiflich nachgedacht habe," sagte Mr. Linden. „Miß Essie, Sie ertheilen mir da sehr wichtige Belehrungen. Ist das Schicksal, welches nach Ihrer Meinung der Frau eines Geistlichen droht, so unvermeidlich, daß ich als Mann von Gewissen die betreffende Dame im Voraus warnen muß?"

Miß Essie lächelte und sagte: „Es würde Nichts nützen — sie würde Ihnen nicht glauben. Ich aber könnte sie warnen. Ich habe es gesehen."

„Was haben Sie gesehen?"

„Nun das! — Daß eine Frau, die einen Geistlichen heirathet, nicht zu erwarten braucht, mehr von ihrem Manne zu besitzen als seine Kleider, die er ihr zum Ausbessern überläßt."

„Das wäre allerdings traurig," sagte Mr. Linden.

„Es nützt Nichts, es einem Manne zu sagen!“ fuhr Miß Essie fort, „aber ich habe es wirklich gesehen.“

„In meinem Hause nicht.“

„Aber ich werde es in Ihrem Hause sehen, wenn Sie mich jemals hineinlassen; dann freilich aber wird es zu spät sein, zu warnen. Sie werden es wahrscheinlich nicht sehen.“

Faith schirmte sich mit der einen Hand das Gesicht, mit der andern und den Augen widmete sie sich, wie es schien, ausschließlich einem Strauße Schlüsselblumen — ihre Farbe hatte längst aufgehört zu wechseln. Sie saß mäuschenstill.

„Nein, ich würde es nicht sehen,“ entgegnete Mr. Linden. „Und was würden Sie durch Ihre Warnung zu erreichen suchen, wenn Sie damit noch Zeit genug kämen?“

„Ich würde die betreffende Dame abzuhalten suchen, sich in eine so schwierige Lage zu begeben.“

„O,“ rief Mr. Linden, „haben Sie kein Mitleid mit mir, Miß Essie? Nun ist es klar, weßhalb Sie vorhin Bedenken trugen, mit mir Salz zu essen.“

„So lange Sie noch unvermählt sind, will ich Salz mit Ihnen essen,“ sagte Miß Essie; „wenn Sie aber einmal Geistlicher sind, dann seien Sie edelmüthig, und lassen Sie Ihre Frau gehen. Jede andere wird Ihnen dasselbe sagen.“

„Ich soll sie gehen lassen? Wohin denn? Mit mir? Das ist ja eben meine Absicht.“

„Ja,“ sagte Miß Essie, „und dann — freilich Sie werden es nie wissen — aber sie wird allein oben im Zimmer sitzen, während Sie Ihre Predigten ausarbeiten, oder sie wird unten sitzen und nähen, während Sie über Land reiten oder in der Stadt herumspazieren, und sie wird allein ausgehen, um Ihre Geschäfte zu besorgen, wenn Sie den Schnupfen haben und zu Hause bleiben müssen, und der einzige Ort, an welchem sie Sie sprechen hört, wird die Kanzel sein. Und wenn Sie sie fragen, ob sie glücklich sei, so wird sie Ja sagen.“

Mr. Linden lachte, denn Miß Essie's Geschwätz machte ihm wirklich Vergnügen.

„Wenn sie das sagt,“ entgegnete er, „so wird Dem auch so sein, Miß Essie — meine Frau wird stets eine strenge Freundin der Wahrheit sein. Nach der Schilderung, die Sie entwerfen, bin aber vorzüglich ich die Person, die zu bemitleiden ist. Wird meine Frau niemals und unter keinerlei Umständen mit mir in einer und derselben Etage sitzen?“

„Oefter als Sie es verdienen,“ sagte Miß Essie. „Sie verlangen Mitleid? Das wäre noch besser! Sie wissen, der Mann lebt in der Welt, er hört und sieht fortwährend etwas Neues, er geht von einem

Orte zum andern, er genießt Ansehen — aber was hat denn die arme Frau?“

Mr. Linden antwortete nicht, nicht einmal mit den Augen, welche sich zu Boden senkten, und das Lächeln, welches Miß Essie's letzte Worte hervorriefen, war offenbar nicht für sie bestimmt.

Miß Essie sah ihn an, und las oder fühlte wenigstens was in seinen Gedanken vorging, weit besser als sie es in Worten auszudrücken vermocht hätte. Sie warf einen Seitenblick auf Faith's gesenktes Haupt, drehte sich dann herum und sagte in verändertem Tone:

„Es ist vergeblich, Leute von Dingen überzeugen zu wollen, Miß Derrick, von welchen sie sich einmal nicht überzeugen wollen. Also — noch ein Mal, darf ich Faith mitnehmen?“

„Auf den ganzen Tag? O nein, Miß Essie — dazu ist sie noch nicht kräftig genug,“ sagte Mistreß Derrick, indem sie vom Tische aufstand und die Tassen wegzunehmen begann.

Faith stand ebenfalls auf und trat vor den Kamin, in welchem zu dieser vorgerückten Stunde des Maimorgens nur ein schwaches Feuer brannte.

„Aber irgendwo muß sie doch den Tag zubringen!“ rief Miß Essie, indem sie sich mit ihrem Stuhle

herumdrehte. „Faith! — Was werden Sie heute mit sich anfangen?“

„Nichts, Miß Essie,“ entgegnete Faith, indem sie zugleich, obschon es durchaus nicht nöthig war, das Feuer schürte. Während ihre Hand sich so mit dem Schüreisen hin- und herbewegte, fiel das Funkeln der Diamanten in Miß Essie's Augen.

„Kind!“ rief sie, indem sie auf sie zusprang und das Schüreisen festhielt, „wo haben Sie denn das her?“

Faith's leises: „Ich weiß es nicht,“ war unnachahmlich. Es war sehr gut, daß keine von Beiden Mr. Linden's Gesicht sehen konnte.

„Wie schön!“ sagte Miß Essie, sich bezwingend und indem sie sich über die kleine Hand, die sie noch fest gefaßt hielt, niederbeugte, „nie sah ich einen schönern Ring! Wissen Sie, was er bedeutet, Faith?“

Sie senkte ihre Stimme und tippte bedeutsam auf den Finger.

Faith antwortete wie Jemand, der auf die Folter gespannt wird: „Ja.“

„Wirklich?“ sagte Miß Essie in demselben gedämpften Tone und halb lachend. „Das freut mich! Ich dachte mir es schon längst. Aber dieser Ring ist wirklich etwas Prächtiges. Sie wissen gar nicht,

wie schön er ist. Es ist sehr leicht zu errathen, wo er her ist. Ich brauche nicht erst zu fragen."

„Ich muß Sie Beide bitten, wieder Platz zu nehmen," sagte Mr. Linden. „Faith ist noch nicht kräftig genug, um so lange stehen zu können, Miß Essie."

„Ich kann mich nicht erst wieder setzen — ich muß fort," sagte letztere Dame. „Ich will Sophy sagen, daß sie Faith die ersten Tage erwarten kann, wo es dieser möglich ist, auf so lange Zeit auszugehen." Dann setzte sie wieder flüsternd zu Faith hinzu: „Weiß sie schon davon?" Und bei dieser Frage berührte sie die Diamanten, welche sie bis jetzt noch nicht losgelassen.

„Nein, Miß Essie," stammelte Faith verlegen.

Mr. Linden verließ den Tisch, machte sie mit sanfter Gewalt von Miß Essie los, ließ sie in dem Lehnstuhle Platz nehmen und stellte sich daneben, indem er die eine Hand auf den obern Rand der Lehne legte.

„Miß Essie," sagte er, „Faith ist mein, und wenn ich deßhalb für ihr Wohlbefinden auf etwas summarische Weise sorge, so werden Sie mir dies weiter nicht übel nehmen."

Miß Essie sah ihn bestürzt an. Er hatte sehr deutlich gesprochen und sie hatte sehr deutlich gehört.

„Ich glaube es nicht!“ rief sie in erzwungen scherzhaftem Tone. „Oder wäre es wirklich wahr, daß ich vorhin höchst unbesonnenes Zeug geschwatzt hätte?“

„Ich würde ein anderes Adjectiv wählen,“ entgegnete Mr. Linden.

Miß Essie machte eine verzweifelnde Geberde.

„O,“ rief sie, „ich hatte wohl Recht, wenn ich sagte, daß es in gewissen Fällen Nichts nützt, den Leuten Vorstellungen zu machen. Werden Sie, Mr. Linden, mir das Unheil verzeihen, welches ich Ihnen zuzufügen versuchte? Ich hatte ja keine Ahnung, daß —“

„Miß Essie,“ unterbrach sie Linden, „ich wünsche, daß Ihre Manövers stets von demselben Glücke begleitet sein mögen.“

Vielleicht war Miß Essie, indem sie Faith anblickte, neugierig, zu wissen, ob sie wirklich Unheil angerichtet hätte oder nicht, aber sie wagte keine Entgegnung weiter, denn sie befand sich jetzt in einem sehr unbehaglichen und etwas erschreckten Gemüthszustande. Sie sagte Mistreß Derrick hastig Lebewohl, nahm von Mr. Linden auf etwas steifere, aber vollkommen höfliche Weise Abschied, trennte sich von Faith und den Diamanten mit einem gewissen

Erstaunen, welches sie augenscheinlich immer noch nicht überwinden konnte, und ergriff, so zu sagen, die Flucht.

Während Mr. Linden sie bis an die Thür begleitete, eilte Faith leise und schnell hinter ihnen hinweg und ergriff ebenfalls die Flucht — die Treppe hinauf. Ehe er sich herumdrehte, war sie fort.

Es war vielleicht eine Stunde darnach, als Cindy in Faith's Zimmer trat und ihr ein Briefchen gab.

„Mr. Linden gab es mir," sagte Cindy, „aber wer es geschrieben hat, weiß ich nicht."

Faith wußte es. Es lautete:

„Mademoiselle! — Mit großer Ungeduld habe ich darauf gewartet, daß mein Sonnenstrahl die düstern Wolken des Zweifels durchbrechen werde, die mich umgeben — aber ich bemerke, daß die Warnung gewirkt hat. Hiermit harmonirt der Zustand der äußern Welt — es regnet! — so daß meine Absicht, mit dem genannten Sonnenstrahle eine Spazierfahrt zu machen, vor der Hand vereitelt ist.

„Denke Dir meinen Gemüthszustand.

„Vergebens wiederhole ich mir die tröstliche Wahrheit, daß mein Sonnenstrahl irgendwo scheint, wenn auch nicht auf mich. Es giebt Verhältnisse, in welchen philosophische und naturgeschichtliche Wahrheiten alle Kraft verlieren.

„Wenn Dein Interesse für den Schreiber dieses Briefes Dich bewogen hat, so weit zu lesen, so kann er sich wohl der Hoffnung hingeben, daß es Dich noch weiter führen wird — vielleicht bis an die Treppe — wo Du, wie ich wohl nicht erst zu sagen brauche, mit offenen Armen empfangen werden wirst.

„Ich brauche auch nicht diesen Brief zu unterzeichnen — er kann blos von einer Person herrühren."

Zwei Minuten später öffnete sich Faith's Zimmerthür und ein hellblitzender Sonnenstrahl erschien an der angedeuteten Stelle. Sie fand den verheißenen Empfang.

„Was für ein grausames Kind Du bist!" sagte Mr. Linden.

„Was wünschest Du, Endecott?" sagte Faith, indem sie ernsthaft zu sein versuchte.

„Wie kannst Du es über Dich gewinnen, oben zu sitzen und zu nähen, während ich unten in meinem Studirzimmer bin?"

Faith schmiegte sich so dicht an ihn, daß er ihr nicht in's Gesicht sehen konnte, aber er fühlte, daß sie lachte.

„Endecott! Sprich nicht so! Ich wußte nicht, wo Du warst."

„Wirst Du auch bei diesem Wetter ausgehen, um meine Geschäfte zu besorgen und mich zu Hause zu lassen?“

„Endecott! Wenn Du weiter Nichts von mir willst,“ sagte Faith, indem sie ihr erröthendes Gesicht emporrichtete, „dann kann ich wohl wieder gehen?“

„Meine liebe, kleine Mignonette,“ sagte Mr. Linden, indem er sie festhielt. „Du wirst wirklich immer besser, trotz aller Einflüsterungen, Warnungen und anderer Hindernisse. Willst Du wissen, worüber ich nachgedacht habe, seitdem Du auf Dein Zimmer gingst? Wollen wir unsere Gedanken austauschen?“

„Ich bitte Dich, gieb mir erst die Deinen,“ antwortete sie.

„Sie gingen aus Miß Essie's Frage hervor. Faith, als sie mich fragte, was meine Gattin haben würde, konnte ich es ihr nicht sagen — ich konnte mir später diese Frage selbst nicht bestimmt beantworten. Nur so viel weiß ich, daß sie Alles haben wird, was ich zu geben habe.“

Seine Hand strich ihr Haar glatt, während er sprach, und sein Blick war der, wie ihn außer Faith Niemand von ihm bekam.

Er zog sie mit sich fort auf das an dem

alten, breiten, altmodischen Vorsaalfenster angebrachte niedrige Sopha und sagte:

„Mignonette, wir haben heute noch nicht gelesen — gefällt Dir diese Zeit und dieser Ort?"

„Ja, ja!" rief Faith freudig, und eilte fort, um ihre Bibel zu holen.

Neuntes Kapitel.

Während der Nachmittagsstunden begann der Himmel allmählig sich aufzuklären, obschon dann und wann noch einige Regentropfen fielen. Die Sonne brach durch die immer größer werdenden Oeffnungen des Gewölks und schien hell und warm. Zum Ausfahren war es jedoch immer noch nicht schön genug und Mr. Linden ging aus, um einige Geschäfte zu besorgen, nachdem er Faith empfohlen, zu schlafen und auszuruhen und sich bei seiner Rückkehr bereit zu halten. Er war nicht lange erst fort, als Jem Waters erschien und nach Faith fragte. Mr. Simlins war seit einiger Zeit krank, das wußte Faith, aber Jem brachte jetzt die Meldung, wie krank er gewesen, und zugleich die Botschaft, daß er es über=

drüssig sei, Faith gar nicht einmal zu sehen, und sehr wünsche, daß sie sich von Jem abholen ließe. Sie könne ja wieder fortgehen, sobald es ihr nicht mehr gefiele.

Er wünschte, wie Jem hinzufügte, seine Bitte auf keinen Fall abgeschlagen zu sehen, denn er hatte seinen besten Wagen säubern und anschirren lassen, und Jem beauftragt, Miß Faith mitzubringen, wenn es „nur einigermaßen menschenmöglich“ wäre.

Und Jem stand nun vor ihr und der Wagen hielt vor dem Hause.

Faith war unschlüssig. Sie hatte ihr Schläfchen noch nicht gemacht und wußte nicht, oder vielmehr sie wußte, wie die Sache betrachtet werden würde; aber sie glaubte auch, daß die Einladung eine wichtigere Bedeutung habe als Jem von seinem Herrn selbst gesagt worden. Auch mischte sich vielleicht noch ein anderer weiblicher Gedanke ein, der ihren Entschluß förderte.

„Mutter,“ sagte sie, „ich werde dieser Einladung folgen. Du brauchst Nichts davon zu sagen, wenn Du gefragt wirst. Es ist nicht weit bis zu Mr. Simlins — ich werde Zeit genug wieder da sein, um meine Spazierfahrt mit Mr. Linden zu machen.“

Damit kleidete sie sich schnell an und Jem fuhr mit ihr davon.

Mr. Simlins saß in einem ziemlich schwer zu beschreibenden Krankenanzuge, der aus einem alten Mantel und einer Sommerweste bestand, am Fenster, und so warm es auch war, so brannte im Kamin doch ein kleines Feuer, welches auch gar nicht am unrechten Orte war, weil es die Feuchtigkeit des nur selten in Gebrauch kommenden Empfangszimmers weniger fühlbar machte. Er war, wie er sagte, „bedeutend abgefallen und matt wie ein junges Huhn,“ sah aber übrigens aus wie gewöhnlich. So sprach er auch.

„Na — warum haben Sie mich nicht schon lange einmal besucht?“

„Ich bin selbst krank gewesen, Sir.“

„Was?“ rief er in sogleich milderem Tone. „Setzen Sie sich und lassen Sie mich Sie ansehen. Ja, ich glaube wirklich, es ist wahr. Sie scheinen mir auch jetzt noch nicht ganz wiederhergestellt zu sein, obschon vielleicht nicht viel mehr fehlt.“

Er hatte einigen Grund, dies zu sagen, denn das Gesicht, welches er nach der Sonne herumgewendet, zeigte die ruhigen Linien des Glückes, und die etwas schwache Farbe desselben verwandelte sich bei seinem forschenden Blicke in ein dunkleres Roth.

„Wissen Sie,“ sagte er, indem er sich wieder in seinen Stuhl zurücklehnte, „wenn ich Sie nicht sehe,

ist es mir, als sähe ich weder Sonne noch Mond — namentlich den letztern — denn Sie sind nur die Hälfte meines Zodiacus."

„Und weßhalb wünschten Sie denn heute, den Mond zu sehen, Mr. Simlins?" fragte Faith lächelnd.

„Nun, sehen Sie, ich bin von jeher eine Art Freigeist gewesen," sagte Mr. Simlins in fast schüchternem Tone. „So Etwas bringt den Menschen geistig und körperlich herunter, und heute wurde ich des Denkens überdrüssig und nahm mir vor, Sie holen zu lassen, um der Sache ein Ende zu machen."

In seinen Blicken lag ein umfassenderes Geständniß als in seinen Worten, und Faith brauchte nicht erst lange zu fragen, worüber er nachgedacht habe.

„Was soll ich thun, um Ihren Gedanken Einhalt zu thun, Sir?"

„Nun, Sie können mir Etwas vorlesen — oder mit mir sprechen, nicht wahr?"

Sein Auge schweifte auf seltsam unruhige Weise hin und her. Faith bemerkte es und holte schweigend eine Bibel, die sie auf einem Tische liegen sah. Sie schlug sie langsam auf und ging mit sich zu Rathe, welche Stelle sie lesen sollte. Vielleicht erinnerte sie sich eines vor langer Zeit einmal mit Mr. Simlins

gepflogenen Gespräch's; denn obschon sie lange und über verschiedene Stellen nachdachte, so fiel ihr doch kein besseres ein als das Gleichniß vom unfruchtbaren Baume.

„Meinen Sie, dieses leide Anwendung auf mich?" sagte der Farmer, nachdem sie mit Lesen fertig war.

„Ja und Nein, lieber Mr. Simlins!" sagte Faith aufblickend.

„Wie soll ich das verstehen?" brummte er nach seiner gewohnten Weise.

„Die guten Männer thun Alles, wozu sie geschaffen sind. Von uns verlangt Gott dasselbe," sagte Faith in sanftem Tone.

„Ich weiß, was Sie meinen," sagte er, „aber habe ich es nicht gethan? Wer hat jemals von mir sagen hören, ich hätte Jemandem Unrecht gethan? oder ich sei ein hartherziger Mann gewesen? Nimmermehr!"

Er sprach mit ihr, als ob er ein Kind vor sich hätte, und wie ein Kind — so theilnehmend und einfach — antwortete sie ihm.

„Mr. Simlins, die Bibel sagt, die Früchte der Gerechtigkeit sind bei Jesu Christo. Kennen Sie diesen? Haben Sie sich seinem Dienste gewidmet?"

„Ich verstehe Sie nicht recht," sagte er.

„Dann kann ich mich Ihnen auch nicht verständlich machen.“

„Warum nicht? Und wer kann es denn?“ sagte er rasch.

„Es steht geschrieben, Mr. Simlins: „Sie sollen Alle von Gott gelehrt werden“ — sie zeigte ihm die Stelle. — Und ferner steht geschrieben: „Kommt und laßt uns hinaufgehen nach dem Berge des Herrn und nach dem Hause des Gottes Jakobs, und er wird uns lehren seine Wege und wir werden wandeln auf seinen Pfaden.“ So ist es. Wenn Sie bereit sind, seine Pfade zu wandeln, so wird er sie Ihnen zeigen.“

Faith sah den Farmer scharf an und er sah sie an. Keines dieser beiden Herzen verbarg sich vor dem andern.

„Aber gesetzt, ich wäre bereit und willig, so weiß ich doch von diesen Pfaden nicht mehr als wenn ich ein Kind wäre; wie soll ich sie ausfindig machen?“

Faith traten fast die Thränen in die Augen, als sie wieder die Blätter umwendete, und ohne zu sprechen, zeigte sie dem Kranken die Worte: „Wenn Jemand seinen Willen thut, so weiß er auch seine Lehre.“

„Das ist die Frage, um welche es sich handelt,

lieber Mr. Simlins," setzte sie dann hinzu. „Auf dieses „Wenn" kommt Alles an."

Der Farmer nahm das Buch selbst in die Hand und heftete seine Augen unverwandt auf die ihm angedeuteten Worte.

„Wohlan," sagte er, indem er ihr das Buch wieder auf den Schooß legte, „gesetzt, es hätte mit dem Wenn seine Richtigkeit — fahren Sie fort, Faith."

„Dann ist auch der Weg klar und Alles leicht. Das Erste aber ist hier — die Aufforderung, die Jesus selbst an uns ergehen läßt:

„Kommet her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid; ich will Euch erquicken. Nehmet auf Euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, und Ihr werdet Ruhe finden für Eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht!" „Sie sehen," fuhr sie fort, „er fordert Sie auf, von ihm zu lernen — er ist bereit, Sie zu lehren. Wenn Sie nur bereit sind, sein Joch auf sich zu nehmen — sein Diener zu sein und es zu bekennen, dann wird er Ihnen auch zeigen, was Sie thun sollen — Schritt um Schritt — und Ihnen bei jedem behülflich sein."

„Aber ich sehe noch nicht, wo der Anfang des Weges ist," sagte der Farmer.

„Der Anfang," sagte Faith, „läßt sich leicht finden. Werden Sie nur der Diener Jesu Christi und bekennen Sie es und dann treten Sie mit allen Ihren Anliegen vor ihn. Er kann Alles."

Es trat eine Pause ein.

„Sie wandeln wohl schon lange auf diesem Wege?" fragte er endlich.

„Ja — schon ziemlich lange," flüsterte Faith.

„Nun, wenn Sie zuweilen vor ihn treten, dann bitten Sie ihn auch für mich um Etwas — wollen Sie es thun?"

Er hatte sich, um leiser sprechen zu können, die Hände auf die Kniee stützend, vornüber gebeugt. Faith neigte das Haupt und wollte anfangs Nichts sagen, aber dennoch traten ihr die Thränen in die Augen und ein Tropfen folgte dem andern, als sie so dasaß und in den schwarzen Kamin hineinschaute — sie konnte nicht anders, bis sie endlich in förmliches Weinen ausbrach, das Gesicht auf die Hände niederbog und an ihrem ganzen nicht sehr starken Körper erzitterte.

Dies rührte auch den Farmer, so rüstig er trotz seiner Krankheit war. Er rückte unruhig mit dem Stuhle hin und her und legte endlich den Kopf auf die verschränkten Arme und diese auf den Tisch nieder. Faith sprach zuerst wieder.

„Mr. Simlins, wer pflegt Sie?"

„Na," brummte er fast unverständlich, „sie wechseln Alle mit einander ab — Jenny und die Andern."

„Was haben Sie heute zum Mittagsessen gehabt?"

„Ich wollte Nichts," entgegnete er, indem er sich wieder in die Höhe richtete und sich mit dem Aermel seines Mantels über die Stirn fuhr.

„Mr. Simlins, ich werde Ihnen Etwas schicken und Sie müssen es essen."

„Der Doctor sagte, ich sollte Wein trinken, aber ich habe heute noch nicht daran gedacht."

„Wo steht der Wein?"

Er deutete kopfnickend nach dem Eckschranke. Faith ging hin, fand den Wein, schenkte ein Glas ein und brachte es ihrem kranken Freunde.

„Sehen Sie," sagte er, nachdem er getrunken, „ich war sehr herunter — eine Zeit lang wußte ich nicht, auf welche Seite des Zaunes ich fallen würde, und wie der Boden auf der andern Seite aussah, das wußte ich auch nicht. Ich wüßte nicht, warum ich mich schämen sollte, zu sagen, daß ich mich fürchtete."

Es lag ein Ausdruck in diesen Worten, der auf

die Zuhörerin einen gewaltigen Eindruck machte; sie setzte sich wieder nieder.

„Trinken Sie auch ein Glas," sagte er. „Thun Sie es, Faith!"

„Nein, Mr. Simlins — ich muß gehen," antwortete sie, indem sie sich erhob, um sich fertig zu machen.

Es war seltsam, daß die Thür sich geöffnet hatte, ohne daß sie Etwas davon vernommen — weder sie noch Mr. Simlins — vielleicht war es geschehen, weil ihre Gedanken in so weiter Ferne weilten. Daß die nahenden Tritte ebenfalls ungehört blieben, war nicht so seltsam oder neu; das Erste aber, dessen Faith sich bewußt ward, war die sanfte Berührung einer Hand zu beiden Seiten ihres Gesichtes — sie war eine Gefangene.

Faith sprang auf und drehte sich herum. Mr. Simlins blickte von dem Einen zu dem Andern und seine erste Bemerkung war charakteristischer Weise an Faith gerichtet:

„Warum haben Sie mir das nicht gesagt?"

„Hat sie Ihnen denn sonst Alles gesagt?" fragte Mr. Linden lächelnd, indem er dem Farmer die Hand drückte.

„Wo, um's Himmels willen, kommen Sie denn her?" sagte der Farmer, indem er den Händedruck

kräftig erwiderte und Mr. Linden mit erstauntem Blicke betrachtete.

Faith setzte sich stumm und so ruhig als möglich hinter Mr. Linden.

„Zunächst von Quapaw, oder vielmehr von Mistreß Derrick, und jetzt bin ich hier. Mr. Simlins, es thut mir leid, zu sehen, daß Sie anstatt mich, jetzt sich selbst pflegen müssen. Was ist Ihnen denn zugestoßen?"

„Nichts Erhebliches," sagte Mr. Simlins ausweichend. „Seit welcher Zeit bewegen Sie sich denn schon in unserm Meridian?"

„Seit zwei Tagen," antwortete Mr. Linden, trat dann vor Faith und fragte sie, ob sie im Traume hierhergekommen sei.

„Sahen Sie jemals so etwas Gutes im Traume?" sagte der Farmer. „Wie lange werden Sie denn in Pattaquasset verweilen?"

„Einige Zeit, hoffe ich. Allerdings nicht ganz so lange wie das erste Mal, aber länger als seitdem."

„Sind Sie jetzt näher daran, wirklich ein Geistlicher zu werden, als Sie vor einem Jahre waren?" fragte Mr. Simlins.

„In einer Beziehung allerdings, aber dennoch kann ich unter einem Jahre noch keinen Anspruch auf den Titel machen, den Sie mir gaben."

„Sie sind doch immer noch der Alte! Ich sollte aber meinen, Sie hätten nun genug studirt.“

„Doch wohl nicht,“ entgegnete Mr. Linden lächelnd. Dann stand er auf, um Faith's Shawl und Handschuhe zu holen, welche auf dem Tische lagen.

„Du kannst Jem sagen, daß Du seiner Dienste behufs der Rückfahrt nicht bedarfst, Faith,“ sagte er. „Du wirst ihn wahrscheinlich am Thore sehen.“

Mr. Linden lächelte, aber es war ein anderer Gedanke, der ihn beschäftigte, und das Gesicht, welches er Mr. Simlins zuwendete, verrieth sowohl Ernst als freundliche Theilnahme.

„Was kann ich für Sie thun?“ fragte er.

„Mein Haus ist allerdings nicht der schönste Ort in Pattaquasset, aber vielleicht besuchen Sie mich doch zuweilen — bis ich selbst wieder ausgehen kann,“ sagte Mr. Simlins.

„Sie können darauf rechnen, daß ich es thun werde, und wollen Sie mir erlauben, mit Ihnen zu beten, ehe ich gehe?“

Der Farmer zögerte — oder schwieg — einen Augenblick, dann sagte er mit einem gewissen Grade von schüchterner Schroffheit:

„Ich bin bereit.“

Sie knieten in dem Sonnenscheine nieder; als

das Gebet aber vorüber war, wußte Mr. Simlins nicht recht, wem es eigentlich gegolten, denn mit der Erwähnung seiner Zweifel, Behinderungen und Bedürfnisse — Dinge, welche er noch keinem Menschen gesagt — mischte sich so viel, was aus dem Herzen des Sprechenden hervorging, der ihn in keinen andern als in Christi Händen lassen wollte.

Eine Minute lang ward, nachdem das Gebet vorüber war, kein Wort gesprochen. Mr. Linden stand an dem niedrigen Kaminsimse und stützte das Gesicht auf die Hand. Der Farmer, den die durch das Gebet angeregten Gefühle beschäftigten, saß mit niedergeschlagenen Augen da. Und Faith war regungslos im innigen Gefühle des Glückes, dessen Labyrinth selbst sie nicht so schnell durchwandern konnte.

Das Schweigen und die Stille seiner beiden Freunde bewog den Farmer endlich, die Augen aufzuschlagen. Er las erst mit begierigem Auge, welches Niemand sah, den sanften Ernst auf dem einen halb verdeckten Gesichte und die tiefe, reine Freude, die in allen Zügen des Andern geschrieben stand, und heimlich und stark, obschon ihm selbst unbekannt, nahm die ganze Fluth seines Herzens diese Richtung. Wenn nicht früher, so erwachte wenigstens jetzt ein ähnlicher Entschluß wie der Ruth's in ihm: „Dein

Volk soll mein Volk und Dein Gott soll mein Gott sein."

Mr. Linden war der Erste, der sich bewegte. „Bist Du bereit, liebes Kind?"

Die Augen des Farmers waren ebenfalls auf Faith gerichtet, während er Mr. Linden die Hand drückte. Aber er sagte blos, ehe er diese losließ: „Geben Sie dem guten Mädchen ein Glas Wein, wenn Sie nach Hause kommen."

Mr. Linden und Faith fuhren nun wieder durch das Hofthor, welches Jem Waters hinter ihnen schloß, hinaus in die herrliche Nachmittagsluft. Der Himmel hatte sich vollständig aufgeheitert, die vom Regen abgewaschenen Baumblätter glänzten im schönsten Grün, ein süßer Wohlgeruch von Blüthen und Knospen erfüllte die Luft, während Millionen der erstern, vom Regen herabgeschlagen, die Straße bedeckten wie Schnee.

Mr. Linden schien auf der besten Laune zu sein, und schlug, um das herrliche Wetter so viel als möglich zu genießen, nicht den geraden Weg nach Hause ein, sondern nahm die Richtung nach Miß Bezac's Wohnung.

„Sie ist zu Hause," rief Faith, als sie näher kamen. „Wenn sie es nicht wäre, so wären die Gardinen zu. Sie wird sich sehr freuen, uns zu

sehen, und ich werde mich freuen, zu ihr zu kommen, denn sie wird mir Etwas zu essen geben."

Faith sah wirklich aus, als ob sie es bedürfte, während sie behutsam die Thür des Wohn- oder Arbeitszimmers der kleinen Nähterin öffnete und leise eintrat. Die verschiedenen Aufregungen und Gespräche des Nachmittags hatten sie erschöpft.

Miß Bezac, die in ihren jungen Tagen nicht blos reich, sondern auch eine Nähterin ersten Ranges gewesen, handhabte jetzt, wo sie alt und arm war, ihre Nadel zu einem ganz andern Zwecke. Dennoch aber klebte ihr noch Etwas von ihren alten Gewohnheiten an. Ordinäre Arbeit nahm sie nicht an; wenn aber Mistreß Stoutenburgh ein blauseidnes Kleid, oder Miß Essie de Staff ein zartes Mousselin-, oder Mistreß Somers ein gesticktes Merinokleid wünschte, dann ging es sicherlich durch Miß Bezac's Hände. Auch Fremde, welche den Sommer in Pattaquasset zubrachten, kamen oft zu ihr, und hatte sie nicht die allererste gestickte Weste gefertigt, welche Squire Deacon jemals getragen, oder in der Sam Stoutenburgh sich selbst bewunderte? Ihr Tisch war daher gewöhnlich mit allerhand netten Gegenständen bedeckt und an diesem speziellen Nachmittage wählte sie eben die Muster zu einer zarten Weste für das junge Mitglied von Quilipeak, eine Mantille für seine Mutter

und eine seidene Schürze für Miß Essie — Alles auf ein Mal.

„Liebe Miß Bezac, werden Sie ein paar fremde Personen einlassen?“ fragte Faith erröthend.

„Fremde Personen!“ rief Miß Bezac, indem sie sich herumdrehte; „wie, Faith, Sie sind es! mit Mr. Linden! — wenn Sie nämlich noch Miß Faith heißen.“

„Jetzt heißt sie allerdings noch so,“ entgegnete Mr. Linden lächelnd.

Miß Bezac faltete die Hände und trat einen Schritt zurück, um die Verlobten als Ganzes zu betrachten.

„Ach, mein Himmel!“ stammelte sie endlich, „es geht mir manchmal recht sonderbar — ich kann kein Wort sprechen.“

„Auch von Faith dürfen Sie nicht erwarten, daß sie viel spreche — sie ist müde,“ sagte Mr. Linden, indem er sie auf einem Stuhle Platz nehmen ließ. „Miß Bezac, ich habe sie hierhergebracht, weil sie gern Etwas zu essen haben wünschte.“

„Was soll ich denn holen? Faith — wozu haben Sie Appetit. Eigentlich sind Sie noch gar nicht wieder gesund genug, um auszugehen — und es ist ein Glück, daß ich nicht ausgegangen bin. Ich will gleich laufen und sehen, ob das Feuer es auch

nicht ist — der Kessel muß bald kochen, denn ich wollte mir beizeiten eine Tasse Thee machen."

„Bleiben Sie, meine liebe Miß Bezac," sagte Faith, „geben Sie mir blos etwas Brot und Milch."

„Recht gern, wenn Sie glauben, daß dies besser für Sie sei," entgegnete Miß Bezac, und es dauerte nicht lange, so brachte sie einen Krug Milch mit einem Becher zum Einschenken und einen blauen Teller mit sehr weißem und sehr braunem Brote, und einen von ihren altmodischen silbernen Löffeln und einen kleinen Kuchen, der eben so appetitlich aussah wie das Brot.

Alles Dies setzte sie auf einen kleinen runden Tisch vor Faith, während Mr. Linden ihr dabei zur Hand ging. Dieser brachte seiner Verlobten auch ein Fußbänkchen und knüpfte ihr mit überredenden Fingern die Hutbänder auf und nahm ihr den Hut ab, welchen letztern Operationen Miß Bezac mit gefalteten Händen und großer Bewunderung zusah, während Faith's bleiche Wangen auf angenehme Weise errötheten. Sie nahm den altmodischen Löffel und die Milch zur Hand, gab dann Mr. Linden Etwas in Gestalt eines Stückes Kuchen zu thun, brockte dann, sich in die Umstände fügend, braunes Brot in die Milch und aß sie mit großem Wohlbehagen, in=

dem sie die Conversation in den Händen der beiden Andern ließ.

Die Sonne sank immer tiefer und tiefer, sendete Abschiedsstrahlen in die Thäler und bestreute Miß Bezac's kleines braunes Wohnzimmer mit Goldstücken. Durch die geöffnete Thür sah man ihre rothe Kuh auf einem geschlängelten Umwege, so wie die Kühe ihn lieben, nach Hause zurückkehren, und ein kleiner Sperling hüpfte auf der Schwelle herein und hinaus und lauerte auf die Krumen, die man ihm hinwarf.

Faith konnte von ihrem Platze, in der Nähe des Feuers, Alles sehen — wenn es nämlich ihren Augen beliebte, über Mr. Linden hinauszuschweifen. Es war nicht zu verwundern, daß Faith sich endlich mit sehr erfrischter Miene von dem Tische hinwegwendete.

„Miß Bezac, Sie haben mich wiederhergestellt," sagte sie lächelnd.

„Wirklich?" fragte ihre kleine Wirthin. „Wissen Sie, als ich Sie kommen sah — ich meine nämlich Sie Beide — dachte ich wirklich, Sie kämen, um meine Dienste zu einem andern Zwecke in Anspruch zu nehmen. Und ich gestehe, ich wollte, Sie hätten es gethan; denn obschon ich jetzt gerade nicht viel Kleiderstoffe vorräthig habe und mir das Nähen bei

meinen immer schwächer werdenden Augen sehr sauer wird, so habe ich doch von jeher den Wunsch gehegt, gerade d i e s e s Brautkleid machen zu können. Indessen, ich habe in meinem Leben so manchen Wunsch gehegt, der nicht in Erfüllung gegangen ist, und deßhalb bin ich an Täuschungen gewöhnt."

Faith sah erröthend ihren Verlobten an und dieser warf Miß Bezac einen bedeutsamen Blick zu, der letztere vollständig zu beruhigen schien.

Dann nahmen die beiden jungen Leute Abschied von der freundlichen kleinen Nähterin.

Der Nachmittag war immer noch herrlich. Die Sonnenstrahlen spielten auf Blättern und Blumen mit jenem feenhaften Glanze, der dem Frühlinge eigenthümlich ist. Die Luft war eine ächte Frühlingsluft, mild und erfrischend, von zarten Maidüften erfüllt.

Und so fuhren sie auf einem weiten Umwege nach Hause.

Zehntes Kapitel.

Ein Monat verging — unter Aepfelblüthen, Erdbeerblüthen und dann unter Erdbeeren selbst. Die Rosen entfalteten sich, nicht blos im Garten, sondern auch auf Faith's Wangen. Welch' ein Monat war es gewesen! Die Lectionen hatten ganz nach ihrer alten Weise stattgefunden; man war in der ganzen Nachbarschaft umherkutschirt oder geritten, und Faith war seit langer Zeit nicht so kräftig und munter gewesen wie der längste Tag dieses Sommers sie fand.

Als sie am Nachmittage dieses Tages auf ihrer Spazierfahrt an dem Postbureau vorbeikamen, fand Mr. Linden einen Brief aus Europa vor. Als sie nach Hause kamen, erbrach er das Siegel und gab

Faith ein kleines an sie eingeschlossenes Briefchen, ehe sie noch die Treppe hinaufging, um die Kleider zu wechseln.

Es enthielt nur wenige Worte. Indem Faith wegen alles Näheren an Mr. Linden verwiesen ward, bat man sie zugleich, ihn ohne Verzug nach Deutschland kommen zu lassen! Die Tante, bei welcher Miß Linden lebte, schien mit schnellen Schritten ihrem Lebensende entgegenzugehen, und sie selbst stand deßhalb in Gefahr, sich mit Einem Male ganz allein in einem fremden Lande zu sehen. So dringlich aber auch der Fall war, so schien doch der ganze Inhalt von Miß Linden's Briefe sich in die Worte zusammenfassen zu lassen: „Faith — kannst Du ihn entbehren? Wirst Du ihn kommen lassen?"

Die Frage war in Faith's Gedanken entschieden, ehe sie noch gethan ward; aber welch' eine Verzichtleistung auf Freude und welche Bürde von Schmerz lag in diesem Entschlusse!

Die Ferien waren nun mit Einem Male zu Ende, denn Mr. Linden konnte selbst auf den Flügeln des Dampfes nicht nach Europa und wieder zurück kommen und einen Tag übrig haben, ehe seine Studien wieder begannen. Nun sollte sie seine Gesellschaft also — ausgenommen auf kurze Stunden — nicht eher wieder genießen als bis nächstes Jahr,

und bis zum nächsten Jahre war es weit, und wer konnte wissen, was nächstes Jahr bringen würde?

Niemand sah, wie schnell die Rosen von Faith's Wangen hinwegschwanden. Sie setzte sich nieder und dachte ganz allein über die Sache nach und überlegte sie nach allen Seiten. Nach einigen Minuten erhob sie sich wieder und begann sich langsam anzukleiden und dabei alle ihre Kräfte zu sammeln. Und als sie mit Ankleiden fertig war, blieb sie, Hand und Kopf auf den Toilettentisch stützend, stehen und überdachte Alles, was nun zu thun sei. Es war ihr eingefallen, daß sie zufällig gelesen hatte, wann das nächste Dampfschiff abging — sie erinnerte sich dieses Tages noch genau, eben so wie des Hafens —, sie wußte daher sofort auch die Stunde, wenn Mr. Linden Pattaquasset verlassen müßte. Und als sie im Geiste alle zu treffenden Vorbereitungen und Anstalten überdacht und glaubte, daß sie stark genug sei, schickte sie sich an, hinunterzugehen; aber auf einmal fühlte sie sich wieder sehr schwach, drehte sich herum und knieete nieder, um zu beten. Und mit einem gemischten Gefühle von Stärke und Schwäche ging sie dann hinunter.

Erst in die Küche, wo sie ruhig nach der eingeweichten Wäsche sah und Cindy befahl, Mr. Linden's Sachen bis zum Abende alle zum Plätten fertig zu

machen. Dann besorgte sie einiges zum Abendessen Erforderliche, ersuchte ihre Mutter, den Thee zu bereiten, falls es Zeit sei, und öffnete dann, so ruhig als wenn die Spazierfahrt das einzige Ereigniß dieses Nachmittags gewesen wäre, die Thür des Wohnzimmers und trat leise ein.

Eine Weile, nachdem Mr. Linden seinen Brief gelesen, war er still sitzen geblieben — dann aber, mit sehnsüchtiger Ungeduld, jeden ihm noch vergönnten Augenblick in Faith's Nähe zuzubringen, in dem Zimmer auf- und abgegangen, bis sie erschien.

„Meine kleine Mignonette!" rief er, indem er sie, ohne anfangs weiter Etwas hinzuzufügen, mit allen erdenklichen Liebkosungen in seine Arme schloß.

Faith selbst verhielt sich vollkommen ruhig und stumm; nur ein Mal küßte sie ihn plötzlich und innig auf die Wange, was sie bis jetzt, ohne von ihm aufgefordert worden zu sein, noch nie gethan. Es lag darin mehr als sie mit tausend Worten hätte sagen können, obschon sie dadurch zugleich auch andeutete, daß sie nicht im Stande war, Worte für ihre Gedanken zu finden.

Sie mit einem Arme umschlungen haltend, begann Mr. Linden wieder im Zimmer auf- und abzuwandeln und dann auch zu sprechen. Er sagte ihr, was in seinem Briefe stünde, wie lange die Reise dauern

würde und, mehr als Alles, was sie thun müsse, während er nicht da sei. Wie lange er abwesend sein, wann er wieder dasein würde, dies ward von Beiden weniger berührt. Die Rückkehr konnte sehr schnell erfolgen — es schien dies sogar sehr wahrscheinlich zu sein — aber weder er noch Faith empfanden den Wunsch, alle Ungewißheiten, welche hier in Frage kommen konnten, ausführlich zu erwähnen. Von jedem Puncte kam er auf sie selbst zurück und ertheilte ihr Verhaltungsregeln in Bezug auf ihre Gesundheit und auf ihre Studien, bat sie, um seinetwillen für ihr Wohlbefinden besorgt zu sein, und fügte noch viele andere Worte des Trostes und der Aufmunterung hinzu, die freudig aus einem bekümmerten Herzen gesprochen wurden.

Dann führte er sie nach dem Sopha zurück und küßte sie auf die bleichen Wangen.

„Mignonette," sagte er, „ich glaubte nicht, daß das nächste Jahr durch irgend Etwas noch schöner gemacht werden könnte — aber ich kann Dir nicht sagen, wie es mir seit den letzten zwei Stunden erscheint. Wenn ich nur Mr. Somers herbeirufen und Dich dann mitnehmen könnte."

Faith erröthete tief, war aber der Meinung, daß ein so extravaganter Wunsch keiner Bekämpfung

bedürfe. Eben so wenig sagte sie, was sie von dem nächsten Jahre dachte.

Diesen Abend wenigstens hatten sie ruhig für sich allein. Was Faith that, nachdem sie einander gute Nacht gewünscht, wußte Mr. Linden nicht; am Morgen aber sah er Alles zu seiner Abreise fertig gemacht — fertig bis zu den kleinen Einzelheiten, die ein Mann größtentheils nur durch das Gefühl des Bedürfens anerkennt. Und wenn ihre Wangen auch bleicher waren als vorigen Abend, so verriethen sie doch blos dann und wann weniger Standhaftigkeit, bis er fort war.

Eilftes Kapitel.

Doctor Harrison ging an Bord des Dampfschiffes „Vulkan“ unter Kapitain C. W. Cyklops, um eine Reise nach der andern Welt zu machen, denn er war zu dem Schlusse gekommen, daß der Süden Amerika's nicht weit genug sei, und daß nur ein Wechsel der Hemisphäre dem Zustande seines Gemüthes entsprechen würde. Seine Briefe, in welchen er diesen Entschluß meldete und zugleich Abschied nahm, kamen zu spät nach Pattaquasset als daß eine Schaar Freunde hätte herbeilen können, um ihm das Geleite zu geben. Seine Eigenthümlichkeiten und plötzlichen Entschlüsse waren aber etwas schon zu lange Bekanntes als daß sie durch neue Kundgebungen großes Erstaunen hätten erregen können.

Der Vulkan lag an dem schönen Junimorgen da, bereit, seine Passagiere aufzunehmen, und schon

qualmte die hohe Dampfesse. Nichts konnte unempfindlicher sein gegen das Drängen und Treiben, gegen die Thränen, die beim Scheiden zwischen Abreisenden und Zurückbleibenden vergossen wurden, als das Schiff mit seinen schwarzen Wänden. Allerdings träufelten an einigen Theilen seiner Maschinerie auch Thränen herab, aber diese waren weiter Nichts als condensirter Dampf, was auch von einigen Thränen der Passagiere gesagt werden konnte.

Mit dem Glockenschlage verließ es seinen Ankerplatz und dampfte die schöne sonnenhelle Bucht hinab, und warf kleine Schaumwellen empor, die in der Sonne funkelten und langsam eine nach der andern dem Strande zurollten, als ob es diesem Abschiedsküsse sendete. Thränen benetzten die staubigen Trottoirs von Canalstreet, und der Sonnenschein fiel auf weiße Taschentücher und gesenkte Häupter — die ihnen antwortenden Tropfen fielen vielleicht in den Passagierzimmern des „Vulkan", auf dem Deck aber hatten Geräusch und Aufregung die Oberhand.

So ward eine Meile nach der andern zurückgelegt, und endlich verließ der Lootse das Schiff und nahm eine Handvoll Briefe mit, und die Passagiere, die unten gewesen waren, um zu schreiben, waren jetzt auf dem Deck und sahen ihm nach.

In der Stadt wogte das Drängen und Treiben

wie immer, und nur weit unten am Strande schaueten einige Leute einem kleinen, kaum erkennbaren Umrisse und einer dünnen Rauchwolke nach und sagten: „Dort fährt der Vulkan."

Der schärfer werdende Luftzug, das lange Rollen des atlantischen Meeres bewog schon jetzt einige Passagiere, hinunterzugehen — andere blieben noch, um ihre Augen auf die immer mehr entschwindenden Spuren der Stadt zu heften — noch andere gingen auf und ab — die, welche Wenig zurückgelassen, oder sich um Das, was sie zurückgelassen, wenig kümmerten.

Zu diesen Letzteren gehörte Doctor Harrison, der mit äußerlich sehr unbefangenen Kundgebungen auf dem Deck hin- und herschritt.

Nach und nach und als er vom langen Hin- und Hergehen müde war, blieb er am Bug stehen. Hier waren die Matrosen geschäftig und nur ein einziger Passagier stand dabei; aber wenn auch noch zwanzig dagestanden hätten, so hätte doch Doctor Harrison blos diesen einen sehen können.

Er stand mit verschränkten Armen und in gewissermaßen unbeweglicher Stellung da, die sich aber gleichwohl dem Steigen und Fallen des Schiffes anbequemte, und achtete auf dieses eben so wenig als auf das leichte Spiel des Seewindes, und schauete

zurück, aber nicht auf die Stelle, wo der Vulkan vor wenigen Stunden gelegen.

Er schauete mehr vorwärts — nach einem Orte, der nördlich oder nordöstlich davon lag — einem Punkte, der dennoch so deutlich gesehen ward. — Dahin schauete er, als ob am ganzen Horizonte nur dieser eine Punkt Interesse für ihn hätte.

So versunken war er — so fern von dem Schiffe — seine Lippen waren so ernst geschlossen, seine Augen so unbeweglich, als ob sie durchaus nicht auf etwas Anderes schauen könnten. Ja, für den Augenblick gab es auch gar nichts Anderes zu sehen. Doctor Harrison konnte kommen oder gehen — die Matrosen mochten sich anstrengen wie sie wollten — weithin über das rollende Wasser und nur sich dessen bewußt, weil es eine Trennungsschranke war, ruheten die Augen des Schauenden auf Mignonetten, und wenn zwei- oder dreimal sich seine Augenlider schlossen, so geschah es nicht aus dem Grunde, daß die Sehkraft ihm untreu geworden wäre.

Doctor Harrison blieb stehen, ungesehen; auch wünschte er in diesem Augenblicke nicht den Folgen des Gesehenwerdens entgegen zu gehen. Aber er stand still und schauete hin. Das erste Gefühl war Aerger und Mißvergnügen, daß der Vulkan einen so unwillkommenen Passagier führte; das zweite grenzenloses

Erstaunen und Verwunderung. Er legte den Ocean zwischen sich und Pattaquasset! Er trat eine Reise nach der alten Welt an, während alle seine Hoffnungen in der neuen blüheten. Wie ließ sich Dies erklären? War es möglich, fragte Doctor Harrison einen Augenblick sich selbst, daß er sich geirrt, daß er den Ausgang der Conversation an jenem Morgen in Faith's Krankenzimmer falsch verstanden habe?

Ein Augenblick genügte ihm jedoch, ihm in dieser Beziehung jeden Zweifel zu benehmen. Er dachte an den ruhigen, unerschrockenen Blick Faith's nach seinen Worten, er erinnerte sich, wie ihre Farbe stieg, als ihre Augen sich senkten — er gedachte der ruhigen Entblößung des Diamantenfingers, von welchem sie die Augen nicht wieder erhob, um ihn anzusehen.

Nein, er hatte sich nicht geirrt — er hatte sie richtig gelesen. War es möglich — dieser Gedanke durchzuckte den Doctor wie ein Blitz — daß sein Brief diese Wirkung — diese Trennung — herbeigeführt?

Aber die kalten Gedanken der Vernunft folgten wie die Dunkelheit auf den Blitz. Mr. Linden würde nicht in Mistreß Derrick's Hause gewesen sein — der Doctor hatte von seinem Dortsein gehört — wenn ein trennender Keil sich zwischen seinen Platz dort

und ihn gedrängt hätte — gewiß nicht, obschon er jetzt hier mit auf dem Vulkan war.

Und überdies bemerkte Doctor Harrison, daß der Ausdruck von Mr. Linden's Gesichte, obschon bekümmert und ernst, keineswegs finster oder verzweifelnd war. Die ernste Stirn war glatt, die ernsten Lippen waren frei vom Ausdrucke des Schmerzes, und der Doctor verstand sie beide zu lesen — die Lippen sowohl als die Stirn.

Mr. Linden war nicht der Mann, der hier gestanden und nach Pattaquasset geschaut hätte, wenn ihm Nichts dort zurückgeblieben wäre.

Und mit einem leichten Stich am Herzen besann er sich jetzt, den ungewohnten Klang dieses Namens aus dem Munde des Lootsen gehört zu haben, als dieser die Briefe in Empfang nahm und das Schiff verließ. Und mit diesem Gedanken drehete der Doctor sich wieder herum, und Alles, was der Vulkan enthielt, mochte es Leben haben oder nicht, war ihm jetzt ebenso uninteressant als dem Manne, den er jetzt beobachtet. Was sollte er thun? Er mußte ihm begegnen und mit ihm sprechen, obschon es Nichts gab, was der Doctor auf der ganzen weiten Welt weniger gewünscht hätte. Aber er mußte es thun, zur Aufrechthaltung seines eigenen Charakters und zur Sicherheit seines Geheimnisses und Stolzes, die

davon abhing. Jenes einfache, naive Landmädchen hatte verstanden, zu ihm Nein zu sagen, ohne daß sie direct aufgefordert worden, überhaupt Etwas zu sagen.

Doctor Harrison überlegte Alles reiflich, biß die Zähne zusammen und beschloß dann, Mr. Linden bei der ersten Gelegenheit anzureden, um so mehr, als er nicht gewiß wußte, ob dieser seinen Brief erhalten. Es war allerdings wahrscheinlich, aber dennoch war ihm keine Notiz darüber zugegangen.

Und trotz aller Schlüsse, zu welchen sein Nachdenken ihn führte, blieb noch Neugier zurück — eine krankhafte, widersinnige Neugier, die ihn trieb, sich durch Auge und Ohr, durch Rede und Gegenrede zu überzeugen, wie es eigentlich mit Mr. Linden stände.

Seiner eigenen Selbstbeherrschung konnte Doctor Harrison trauen und er wollte daher die seines Nebenbuhlers auf die Probe stellen.

Dabei aber trug er Sorge, daß die Gelegenheit zum Sprechen nicht diesen Abend sich darböte. Er fand sich daher beim Abendessen nicht eher ein, als bis alle andern Passagiere Platz genommen, und setzte sich dann so weit als möglich von seinem Freunde, wo er seine Rolle so gut spielte, daß kein Sterblicher geahnt haben würde, daß er so kürzlich erst an Leib und Geist gelitten.

Mr. Linden's Rolle war an diesem Abende eine ruhige, nämlich der freiwillige Theil derselben, und beschränkte sich auf die verschiedenen kleinen Theetisch-artigkeiten, die bei ihm allerdings unfreiwillig genannt werden konnten. Zufällig aber traf es sich, daß eine große Anzahl seiner früheren Freunde an Bord waren, um diese Fahrt des Vulkan mitzumachen — Herren, die ihn sehr wohl kannten und von ihren verschiedenen Plätzen am Tische entweder ihn anredeten, oder über ihn sprachen.

Doctor Harrison hörte daher in den Pausen seines eigenen Gesprächs, wie es hieß — „Linden" — „Endecott Linden" — „John, wo hast Du so lange gesteckt?" — Zuweilen hörte er auch Mr. Linden's antwortende Stimme — da sie aber Beide an einer und derselben Seite des Tisches saßen, so konnten sie einander nicht sehen.

Der Doctor blieb auf seinem Platze sitzen, bis der Tisch beinahe leer war, und ging dann eben so wie viele Andere hinauf auf's Deck. Der Abend war wunderschön, aber schien auf Doctor Harrison keinen besondern Eindruck zu machen, denn er schauete mit düsterer, gerunzelter Stirn in die dunkeln Wogen.

Plötzlich fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Er drehete sich herum und sah Mr. Linden vor sich.

„Meine Ueberraschung ist jetzt keine vollständige

mehr," sagte Doctor Harrison, „obschon ich mich von meinem anfänglichen Erstaunen immer noch nicht ganz erholt habe. Vor einer Weile schon hörte ich Ihren Namen. Was machen Sie hier, Linden?"

„Ich schaukele mich in der Wiege der Nothwendigkeit sowohl als der Meerestiefe," sagte Mr. Linden. „Der letzte Dampfer brachte mir Nachricht, daß ich mit diesem nach Europa segeln müßte, und somit bin ich hier."

„Wer schaukelt denn die Wiege der Nothwendigkeit?" fragte der Doctor mit dem alten komischen Emporziehen der Augenbrauen, womit er gewöhnlich ein Turnier mit Mr. Linden begann.

„Pflicht und Interesse setzen sie in Bewegung und singen ein Schlummerlied, aber so, daß man dabei wach bleibt."

Mr. Linden wendete sich, indem er dies sagte, nach den zerstreuten Gruppen von Passagieren, und indem er dies that, fiel sein Auge auf denselben Stern, welcher über Pattaquasset aufging, als er und Mignonette vor zwei Tagen Abends heimwärts fuhren. Vor nur erst zwei Tagen! Eine Minute lang hätte alles Andere bei den Antipoden sein können — aber dann brachte Mr. Linden wenigstens seine Augen wieder auf das Deck des Vulkans zurück.

„Was für Leutchen haben wir denn hier, Doctor?“ fragte er. „Kennen Sie Viele davon?“

„O ja,“ sagte der Doctor im gleichgültigsten Tone. „Was haben Sie denn jetzt vor, Linden?“ setzte er nach einer Pause hinzu.

„Meinen Sie meine Studien oder meine Reisen?“ fragte Linden dagegen.

„Ich meine Beides.“

„Nun, dann habe ich zu antworten, daß ich jetzt in den Ferien vor dem letzten Jahre meines Seminarlebens stehe und übrigens auf dem Wege nach Deutschland bin.“

„Wohl um dort Ihren Cursus zu beenden?“ fragte der Doctor. „Ich glaubte, lieber Freund, Sie hätten die „vier Azurketten“ längst gefunden.“

„Nein, nicht um meinen Cursus zu beenden — wenn ich länger als einige Wochen in Deutschland aufgehalten werde, so wird es nicht durch Azurketten geschehen.“

„Nein, gewiß nicht,“ sagte einer der andern Passagiere, ein junger Mann, der mit seiner Cigarre so eben den Theetisch verlassen hatte. „Azurketten, was will das sagen? Die zerreißt Linden eben so leicht als Simson die grünen Weidenruthen. Wie biblisch macht es den Menschen, wenn er sich in Gesellschaft eines solchen Theologen befindet! Ich würde

mich nicht wundern, wenn er nach Europa ginge, um in einen Mönchsorden zu treten — in Amerika findet er Nichts, was klösterlich genug für ihn wäre."

„Da irren Sie sich in ihm, Motley," sagte der Doctor, der aus triftigen Gründen dieser Conversation nicht aus dem Wege ging. „Das Schlimmste, was ich von ihm zu sagen habe, ist, daß, wenn er noch ein Jahr in Deutschland zubringt, seine Zuhörer nicht im Stande sein werden, ihn noch zu verstehen."

„Woher kennen Sie ihn denn?" fragte Mr. Motley.

„Ich habe ihn in meiner Behandlung gehabt," sagte der Doctor kaltblütig.

„Eine bessere Gelegenheit, Jemanden kennen zu lernen, giebt es nicht."

„Allerdings; es geschah in der friedlichen Stadt Pattaquasset," sagte Mr. Linden.

„In Pattaquasset?" wiederholte Mr. Motley. „Waren Sie denn auch dort, Doctor?"

„Allerdings."

„Giebt es hübsche Mädchen dort?" fragte Mr. Motley in nachlässigem Tone, während er seinen Blick mehr auf Mr. Linden als auf den Doctor gerichtet hielt.

„Diese Frage kann Mr. Linden besser beantworten als ich," sagte Doctor Harrison in unwill-

kürlich etwas verändertem Tone. „Wenigstens giebt es keine dort, die nicht jede Frage in Bezug auf Mr. Linden beantworten könnte."

„Mit Hülfe einer fruchtbaren Phantasie nämlich," sagte Mr. Linden.

Mr. Motley blickte von dem Einen zum Andern.

„Ich weiß nicht, was ich aus Ihnen Beiden machen soll," sagte er. „Sehen Sie, Doctor, Endecott Linden ist ein — doch ich möchte ihm nicht gern einen häßlichen Namen geben, und einen hübschen verdient er nicht. Indessen, sieht doch die Katze den Kaiser an, selbst wenn der Monarch keine Lust hat, das Compliment zu erwidern — deßhalb will ich Ihnen meine Geschichte erzählen. Sind Sie, Doctor, jemals in Pattaquasset in die Kirche gekommen, oder kennen Sie wenigstens den Weg nach derselben?"

„Ich glaube es," entgegnete Doctor Harrison mechanisch.

„Nun, sehen Sie — Georg Alcott und ich — Sie kennen Georg wohl — na, wenn Sie ihn nicht kennen, so ist es weiter kein großer Schaden — wir wurden eines Sonntags durch eine Ueberschwemmung gezwungen, in dieser achtbaren kleinen Stadt liegen zu bleiben. Ob es nun der Regen war, der mehr Dinge als Wasser vom Himmel heruntergebracht hatte,

das weiß ich nicht — Georg meinte, es müßte der Fall sein. Wenn es nicht der Fall war, so machten wir Entdeckungen."

„Allerdings, wenn Sie und Georg richtigen Gebrauch von Ihren Augen gemacht haben, so haben Sie Entdeckungen machen müssen," sagte Mr. Linden; „bemerkten Sie nicht, wie grün das Gras nach dem Regen sieht, und daß, wenn die Wolken sich verzogen haben, die Sonne scheint?"

„Ach, schweigen Sie doch," sagte Mr. Motley; „ich spreche ja gar nicht mit Ihnen. Also, Doctor, wir schlenderten nach der Kirche die Straße entlang und mischten uns unter die Leute, so daß wir sie sehen und selbst für Kirchengänger gehalten werden konnten. Es gab aber nicht viel zu sehen. Zufällig erwähnte Georg, daß dies der Ort wäre, wohin Linden sich, Niemand wisse weßhalb, begeben — und wir fingen ganz natürlich an, die Vergeudung so reicher Geistesschätze zu beklagen, und unterhielten uns über Linden's Vergangenheit und künftige Aussichten, über Das, was er in früheren Jahren zu sein versprach, und über seine gegenwärtige traurige Manie, Geld zu verdienen und sich nützlich zu machen. Wir geriethen, wie gewöhnlich, hierüber mit einander in Streit, bis wir endlich des Thema's und des Straßen-

schmutzes überdrüssig wurden, plötzlich umkehrten und sahen — was glauben Sie wohl, Doctor?"

„Wie weit Sie vergeblich gegangen waren, nicht wahr?"

„Nein, denken Sie sich vielmehr," sagte Mr. Motley, nachdem er den Stummel seiner Cigarre über Bord geworfen und eine frische aus dem Etui genommen, „denken Sie sich die Vision, welche Bileam's Esel erschien — und wie dem Esel zu Muthe war."

„Nein, das können wir nicht, Sie verlangen zu viel von uns."

„In beiden Beziehungen," setzte der Doctor hinzu.

„Dicht hinter uns," sagte Mr. Motley, indem er seine Cigarre aus dem Munde nahm und sie graziös zwischen den Fingern hielt — „dicht hinter uns auf dem Straßenschmutze — darin konnte sie nicht stehen — stand eine unsterbliche Erscheinung in sterblichem Merino! Wir traten erstarrt und stumm rechts und links auf die Seite, um sie vorbei zu lassen, und ich glaube, Georg besaß noch so viel Geistesgegenwart, um seinen Hut abzunehmen, und sie — streng in jugendlicher Schönheit, glorreich in jugendlichem Erröthen — ging vorüber und schauete uns freimüthig an. Aber was für ein Blick! —

und aus was für Augen! Fabelhafte Augen waren es, Doctor, auf meine Ehre! Nun sahen wir, daß der Merino blos eine Verkleidung war. Denken Sie sich die Verschmelzung des mildesten Sonnenunterganges mit einem blendenden, zuckenden Blitze, und Sie haben nur Worte, aber noch lange nicht jene Augen. Aber auch Sie, Linden, machen jetzt ein paar sehr merkwürdige Augen," setzte der junge Mann hinzu.

„Wer wollte das nicht bei einer solchen Wundergeschichte!" sagte Mr. Linden, und unterdrückte das unwillkürliche Spiel von Auge und Lippe, womit er die Erzählung angehört.

„Georg war über diesen Anblick einen ganzen Monat lang wie toll," fuhr Mr. Motley fort, „und blieb eine ganze Woche in Pattaquasset, um die holden Augen wiederzusehen, was aber nicht der Fall war. Er kam deßhalb zu dem Schlusse, daß sie mit dem Zuge der Ereignisse oder der Eisenbahnwagen entflohen wären und sucht sie nun in der ganzen Welt. Eines schönen Morgens wird er sie im Besitz einer Mistreß Soundso wiederfinden und sich dann vermuthlich hängen."

Und Mr. Motley blies eine ungeheuere Rauchwolke von sich.

„Ihrer Schilderung nach könnte er auch nichts Besseres thun," bemerkte der Doctor.

„Ich glaube selbst, die Welt würde nicht stillstehen, wenn er es thäte," sagte Mr. Motley mit philosophischer Kaltblütigkeit. „Das Sonderbare aber bei der ganzen Sache liegt darin, daß wir uns nicht erklären konnten, warum die junge Dame uns so anschauete. Wußte sie in Folge ihres übernatürlichen Blickes, daß wir nicht in der Kirche gewesen waren? Denn ich muß sagen, Linden, sie sah ganz aus wie eine von Ihren Glaubensgenossen. Oder wurden ihre überirdischen Ohren durch die Schilderung ihrer überirdischen Vorzüge entzückt? denn Georg und ich wir nahmen den Mund ein wenig voll."

„Das war auch wahrscheinlich der Grund," sagte Mr. Linden. „Ich glaube, wenig Menschen können Ihre Geschichte ungerührt anhören."

„Verwünscht," sagte Mr. Motley, „ich wollte, ich könnte es auch. Dieses alte Schiff benimmt sich etwas unruhiger als mir eigentlich behagt. Es liegt mir durchaus Nichts daran, jeder Welle, der ich begegne, eine Reverenz zu machen. Ich glaube aber, Sie haben Recht, Linden — die Schilderung ihrer Person kann förmlich bezaubernd gemacht werden — und die Wangen der jungen Dame glüheten wie Damascenerrosen. Indessen, wie Georg sehr pathetisch

und poetisch bemerkt: „Ich weiß blos, daß sie kam und ging,“ und dem letzten Theile dieses berühmten Citats werde ich selbst folgen.“

„Können Sie das aushalten?“ fragte der Doctor plötzlich seinen noch übrigen Nachbar, als der andere sich entfernt hatte.

„O ja, ich kenne Motley schon seit langer Zeit,“ sagte Mr. Linden.

„Ach, ich meine den Wind.“

„O, ich bitte um Verzeihung, allerdings wird er mir auch ein wenig zu scharf.“

„Wenn Sie mir erlauben, so will ich gehen und noch etwas anziehen. Ich habe die letzten Wochen in einem ziemlich warmen Lande zugebracht.“

Der Doctor verschwand und fand in einem andern Theile des Schiffes eine Abhaltung, die ihn hinderte, zu Mr. Linden zurückzukehren.

Doctor Harrison hatte auf diese Weise eine Conversation ausgehalten, aber er empfand keine Lust, noch eine zweite zu überstehen. Er hielt es nicht für nöthig. Wäre es ihm möglich gewesen, sich an Bord eines andern Dampf- oder Segelschiffes zu begeben, oder vorwärts nach Frankreich, oder zurück nach Amerika zu springen, so würde er es gethan haben; da er aber in der gegenwärtigen Situation Mr. Linden nothwendig von Zeit zu Zeit sehen mußte, so

wußte er es so einzurichten, daß dies Alles war. Und sogar dies geschah so selten und kurz als möglich.

Die Kunst, nicht zu sehen, war Doctor Harrison in der größten Vollkommenheit eigen, und er übte sie jetzt, insoweit es geschehen konnte, ohne seine Absicht allzu deutlich zu verrathen. Dies würde nicht in seinen Plan gepaßt haben. Somit sah er seinen ehemaligen Freund so oft als er mußte, und war dann unabänderlich höflich, aber dabei kalt, nach seiner heitern, flatterhaften Weise.

Uebrigens ist es merkwürdig, wie selbst in einem so kleinen Raume, wie die Wände eines Dampfschiffes einschließen, Menschen, die einmal keine Lust haben, beisammen zu sein, von einander entfernt sein können. Tage vergingen, wo zwischen den beiden Männern höchstens eine Verbeugung ausgetauscht ward, und viele Tage, an welchen sie blos zwei oder drei Worte mit einander sprachen. Mr. Linden's eigene Pläne und Beschäftigungen, die Eintheilung seiner Zeit, dienten dazu, den Wunsch des Doctors zu fördern. Es gab viele Stunden, wo Doctor Harrison ihn nicht gefunden haben würde, selbst wenn er es versucht hätte; wenn sie aber wirklich beisammen waren, dann trug der Doctor die Schuld selbst, wenn kein Verkehr zwischen ihnen stattfand. Trotz alles Vorgefallenen war Mr. Linden immer noch

sein Freund, er lernte mit jedem Tage mehr den Werth des Gegenstandes erkennen, welchen Doctor Harrison vergeblich zu gewinnen getrachtet, und das Mitleid hatte die Verzeihung leicht gemacht. Er war bereit, ganz den alten freundschaftlichen Verkehr weiter fortzusetzen; da er aber sah, daß der Doctor ihn mied, so blieb ihm Nichts weiter übrig als es ebenso zu machen. Zuweilen kamen sie allerdings auf einige Minuten zusammen, durch Zufall, aber auf eine Weise, die schlimmer war als ganze Stunden Gespräch.

Der Vulkan hatte ungefähr die Hälfte seiner Fahrt zurückgelegt, und ein schöner frischer Morgen die meisten der Passagiere auf's Deck gelockt. Mr. Linden war nicht da, die Uebrigen aber standen beisammen und beobachteten die Annäherung eines heimwärts segelnden Dampfers. Als derselbe ziemlich nahe heran war, kam auch Mr. Linden auf's Deck. Es geschah jedoch, um mit dem Capitain zu sprechen, nicht mit den Passagieren, oder um sich mit ihm zu berathen, denn sie standen sprechend und lächelnd beisammen.

„Sie können es versuchen," hörte Doctor Harrison den Capitain sagen, und dann hob dieser sein Sprachrohr und rief den Dampfer an, worauf der andere Capitain sofort antwortete.

Immer näher und näher kam der Dampfer, immer noch standen die beiden Männer auf dem Deck des Vulkan neben einander, bis an einem gewissen Punkte, gerade als die beiden Schiffe einander am nächsten waren, Capitain Cyklops seinem Nachbar zuwinkte, wie um ihm ein Signal zu geben. Und Mr. Linden trat ein paar Schritte vor und schleuderte mit seiner ganzen Kraft und Geschicklichkeit eine Depesche hinüber nach dem „Eisbären.“ Das kleine Packet flog aus seiner Hand und wirbelte durch die Luft wie ein dunkler Punkt. Kein Mensch sprach oder rührte sich. Alle folgten mit gespannten ängstlichen Blicken der Depesche, bis sie richtig und wohlbehalten auf dem Deck des andern Schiffes niederfiel, von dem Capitain aufgehoben und durch das Sprachrohr proclamirt ward. Mr. Linden hob dankend den Hut und trat von der Brustwehr zurück, während ein lauter Beifallsruf von beiden Schiffen emporstieg.

„Das war ein geschickter Wurf, das muß ich sagen,“ bemerkte Capitain Cyklops.

„Hören Sie, Linden!“ rief einer der jungen Leute, „war es Ihr Herz, was Sie da nach Hause schickten?“

„Nein, dieses fühle ich noch hier schlagen,“ antwortete Mr. Linden.

Wie viel davon er aber jetzt in sein Zimmer hinuntertrug, ist niemals ermittelt worden.

Die Gesellschaft hatte von diesem Augenblicke an während des ganzen Tages für Doctor Harrison keinen Reiz mehr, und Mr. Linden's Existenz schien ihm selbst bei der größten Nähe völlig unbekannt zu sein.

Mr. Linden kannte den Doctor und, wie wir hinzufügen können, auch Faith zu gut, um sich sehr hierüber zu wundern. Hätte er Doctor Harrison den Schmerz ersparen können, seine kleine, durch die Luft geschleuderte Missive zu sehen, so würde er's gethan haben, aber der Brief konnte blos gerade in diesem Augenblicke abgehen und nur von der einen Seite des Schiffes, und Doctor Harrison stand zufällig auch auf dieser.

Obschon aber die Entfremdung, welche der Doctor übte, aus keinem andern Wunsche oder Gefühle als seinem eigenen entsprang, so fand doch Mr. Linden es schwierig, sie auf irgend eine Weise zu berühren. Zuweilen versuchte er es, zuweilen stellte er es der Zeit anheim, die ja so Vieles ändert und mildert.

Und langsam und allmählig geschah dies auch; nicht dadurch, daß das eine Gefühl schwächer geworden wäre, sondern dadurch, daß ein anderes stärker

ward. So wenig Doctor Harrison sich mit seinem Freunde zu schaffen machte, so sehr war dies in Bezug auf alle andern Passagiere der Fall, und die Stelle, welche Mr. Linden sehr bald in der Bewunderung sowohl als in der Achtung der Passagiere einnahm, konnte nicht umhin, von dem Doctor bemerkt zu werden. Leute von sehr lockeren Sitten und Meinungen hielten in seiner Gegenwart ihre Zunge im Zaume, und die, welche nur für sich lebten, gingen ehrerbietig an ihm vorüber, wenn sie ihm begegneten.

„Was für ein seltsamer, unbegreiflicher, bewundernswürdiger Mensch doch dieser Linden ist!" sagte Mr. Motley eines Tages, als er und der Doctor sich träg' auf dem Deck sonnten. Es war am Spätnachmittage eines Sonntags und der Gottesdienst hatte eine gewisse andächtige Ruhe zurückgelassen.

„Das muß er auch sein," sagte der Doctor mit einem schwer zu beschreibenden Ausdrucke, „wenn Sie in diesem Augenblicke so weit aufgeregt werden können, irgend Etwas zu bewundern."

Mr. Motley verneigte sich, um zu erkennen zu geben, daß er den Worten des Doctors vollkommen beistimmte.

„Es ist etwas Herrliches, so hier auf dem Deck zu liegen und Nichts zu thun," sagte er, indem er

seine elegant bekleideten Gliedmaßen noch weiter von sich streckte; „wie schön dieser Lufthauch ist, Doctor! — Was denken Sie von diesem Tage als Ganzes?"

„Er ist noch nicht zu Ende."

„Nun," sagte Mr. Motley, „nehmen Sie den Theil davon, welchen Sie mit solcher Präcision „diesen Augenblick" nennen, was denken Sie davon, so wie er hier auf dem Deck erscheint?"

„Sonnig," sagte der Doctor, „und wir sind Fliegen! Im Ganzen genommen finde ich ihn langweilig, Motley."

„Was denken Sie von dem schwarzen Loche in Calcutta, vergleichungsweise?" fragte Mr. Motley, die Augen schließend.

„Der Unterschied ist der, daß dieses unerträglich langweilig wäre."

Mr. Motley lächelte und strich sich zärtlich das Kinn.

„Im Ganzen genommen," sagte er, „glaube ich, Sie haben in dieser Beziehung Recht. Was meinen Sie wohl, was Mr. Linden „in diesem Augenblicke" vorhat?"

„Sind Sie sein Vormund?" fragte der Doctor.

„Er ist unten," sagte Mr. Motley. „Damit meine ich nicht, daß er diesen Planeten verlassen habe; denn wenn er dies einmal thut, so glaube ich,

es wird nach einer andern Richtung hin geschehen. Ich meine blos, er ist unten im Zwischendeck, und versucht, einige der dort sich aufhaltenden Geschöpfe zu überreden, ihm nachzufolgen."

„Wohin denn?"

„Sie und Georg Alcott haben eine eigenthümliche Art und Weise, schnippische Antworten zu geben," entgegnete Mr. Motley gähnend; „nur steht dies Georg besser als Ihnen. Mir gefällt so Etwas, man wird dadurch aufgeregt und angespornt. Doch, da kommt Mr. Linden, ich will hoffen, daß die Leutchen, mit welchen er so eben gesprochen, ihm nicht auch hierher folgen."

Mr. Linden kam aber selbst nicht an die Stelle, wo Mr. Motley und der Doctor saßen, sondern wählte einen andern Theil des Decks zu einem etwas langen Spaziergange in der Seeluft. Der Doctor schauete nach ihm hin und rückte dann seinen Stuhl etwas anders, so daß der Spazierende sich nicht mehr innerhalb seines Gesichtskreises befand.

„Er ist ein ganz guter Kerl," bemerkte er in nachlässigem Tone. „Es beliebte Ihnen vorhin, ihn „unbegreiflich" zu nennen; darf ich fragen, auf welche Weise er einen Anspruch auf diese Bezeichnung erworben hat?"

Der Ton, in dem dies gesagt ward, war ein wenig verächtlich.

„Nehmen Sie das letzte Beispiel," sagte Mr. Motley, „Sie selbst beliebten, das Zwischendeck für unerträglicher langweilig zu erklären als das Deck — und dennoch wählt er ersteres — und nicht blos an Sonntagen. Ich glaube, es vergeht kein Tag, an welchem er nicht hinunterginge. Er ist ohnehin beliebt genug — dies ist es also nicht. Und Niemand weiß es — einer der Matrosen sagte es mir. Wenn er ein Medicus wäre wie Sie, Doctor, so würde man sich weniger darüber wundern, aber so!"

Und Mr. Motley überließ sich wieder dem Einflusse des Sonnenscheins.

„Giebt es denn Kranke unten?" fragte der Doctor nach einer Pause.

„Die giebt es im Zwischendeck stets, nicht wahr?" sagte Mr. Motley. „Bestimmt weiß ich es nicht, der Schiffsarzt kann es Ihnen sagen."

„Dazu liegt keine Veranlassung vor," sagte der Doctor in etwas stolzem Tone. „Er weiß, wer ich bin."

Und Doctor Harrison überließ sich anscheinend ebenfalls den sonnigen Augenblicken und schwieg.

Als aber die Sonne immer tiefer und tiefer sank, rüttelte Mr. Motley sich auf und ging fort, um die Wirkung einer kleinen heitern Gesellschaft

auf seine Gemüthsstimmung zu versuchen; dann kam Mr. Linden und nahm seinen Stuhl ein.

„Wie schön ist es!" sagte er in einem Tone, der halb Gruß, halb Nachdenken war.

Das leichte Erschrecken, womit Doctor Harrison ihn hörte, ward auf geschickte Weise in einen natürlichen Wechsel der Stellung umgewandelt.

„Schön? Ja," sagte er. „Hat die Schönheit Motley hinweggetrieben?"

„Er ist fort. Die Wellen sind heute Abend förmlich blendend, Doctor."

„Sie helfen uns weiter," sagte der Doctor, einen Blick auf das Wasser werfend. „Wenn dieser Wind so aushält, so sind wir in zwei Tagen am Ziele."

„Doctor Harrison," hob Mr. Linden nach einer Pause plötzlich wieder an, „Sie fragten mich vor einigen Tagen, wohin meine Reise gehen würde, nachdem wir in Europa angelangt wären; ich wollte, Sie setzten mich auch von Ihrem Reiseziele in Kenntniß. Sie forderten mich einmal auf, mich Ihren Freund zu nennen, darf ich das Vorrecht eines Freundes in Anspruch nehmen?"

Diese Worte wurden mit ernster, freimüthiger Innigkeit gesprochen.

Das Gesicht des Doctors verrieth nur einen

kleinen Theil des Erstaunens, welches diese Worte in ihm erweckten.

„Ich kann mich nur geschmeichelt fühlen," sagte er mit einem gewissen Grade des alten graziösen Mitteldings zwischen Scherz und Ernst. „Sie fragen mich nach Etwas, was ich selbst nicht recht weiß. Zunächst reise ich nach Paris und Sie reisen nach Deutschland. Welche Bahn ich aber dann einschlagen werde, das kann ich wirklich nicht sagen."

„Meine Frage bezieht sich nicht blos auf die kleinen täglichen Umdrehungen, sondern auch auf die große Bahn des Lebens. Harrison, welche werden Sie wählen?"

Dies war augenscheinlich eine nicht leicht zu beantwortende Frage, dennoch aber war die Macht des Einflusses oder der Erinnerungen von der Art, daß Doctor Harrison sie nicht von sich weisen konnte.

„Ich entsinne mich," sagte er, nicht ohne eine gewisse Bitterkeit in seinem Tone, „daß Sie mir einst die Ehre erzeigten, mir zu versichern, daß Sie sich für mich interessirten."

„Das ist auch wirklich der Fall," entgegnete Mr. Linden mit einem Blicke, welcher Doctor Harrison die Ueberzeugung gab, daß die Worte in Wahrheit beruheten.

„Sie erzeigen mir mehr Ehre als ich mir selbst

anthue," sagte er in nicht so leichtfertigem Tone als er sich vorgenommen. „Ich interessire mich nicht für mich, ich sehe Nichts an mir, was sich dieser Mühe verlohnte."

„Sie wollen es nicht sehen," sagte Mr. Linden in sanftem und bekümmertem Tone.

Doctor Harrison's Stirn umdüsterte sich, vielleicht vor Schmerz, denn Mr. Linden's Worte waren das Echo anderer, welchen er vor nicht langer Zeit erst zugehört.

„Ich wolle es nicht sehen!" rief er nach einer kurzen Pause; „ich versichere Ihnen aber, daß ich Nichts deutlich sehe. Welche Bahn würden Sie mir vorschlagen?"

Der Ton klang freimüthig und war sicherlich nicht unfreundlich. Mr. Linden's Entgegnung folgte in wenig Worten: „Denen, die in Geduld und guten Werken nach Ruhm und Ehre und Unsterblichkeit trachten, ist das ewige Leben beschieden."

Doctor Harrison heftete eine Weile mit gerunzelter Stirn die Augen auf seine Hände, obschon diese in einem Zustande waren, der keiner Besichtigung bedurfte. Auch besichtigte er sie nicht. Als er wieder aufblickte, geschah es mit dem Ausdrucke größerer Freimüthigkeit und Freundlichkeit als vorher.

Vielleicht war auch ein wenig Scham thätig, obschon dies ein seinem Geiste sehr fremdes Gefühl war.

„Linden," sagte er, „ich glaube an Sie, und wenn ich jemals eine andere Bahn einschlage, so wird es die Ihre sein. Aber," fuhr er, vielleicht absichtlich in seinen leichtfertigen Ton zurückfallend, fort, „Sie wissen, daß zwei Kräfte nothwendig sind, um einen Körper in seiner Bahn zu erhalten, und ich versichere Ihnen, daß gegenwärtig weder die eine noch die andere in mir thätig ist."

„Da irren Sie sich," sagte Mr. Linden. „Es sind wirklich zwei Kräfte in Ihnen thätig."

„Nun, so lassen Sie hören," sagte der Doctor, ohne ihn anzusehen.

„Erstens Ihr Gewissen, zweitens Ihr Wille."

„Aber Sie haben wohl auch schon davon gehört, daß dergleichen Dinge aus Mangel am Gebrauch rostig werden können."

„Allerdings habe ich gehört, daß das eine durch das andere halb erstickt werden kann," sagte Mr. Linden.

„Es ist diesen Nachmittag so warm, daß ich Ihnen nicht widersprechen kann. Was wünschen Sie, das ich thue, Linden?"

„Lassen Sie das Gewissen sein Werk thun und dann thun Sie das Ihrige."

Es trat ein minutenlanges Schweigen ein.

„Sie erzeigen mir die Ehre, zu glauben, daß ich wirklich so ein Ding, was man Gewissen nennt, besitze,“ hob der Doctor dann in etwas bitterem Tone wieder an. „Ich pflegte das selbst nicht zu denken.“

Er wußte nicht, daß es eben dieses ignorirte Prinzip war, welches ihn gezwungen, dies zu sagen.

„Mein Freund,“ begann Mr. Linden, und auch er machte eine Pause, indem er ernst nach dem heller werdenden Horizonte schauete. „Dann thun Sie sich selbst die Ehre an, dem Gewissen freien Spielraum zu gestatten,“ fuhr er gleich darauf fort. „Es ist ein zu empfindlicher Strom, als daß er die Gebirgsfluthen des ungehemmten Willens vertragen und doch seine Durchsichtigkeit bewahren könnte.“

„Hm! ich habe noch von keinem Drainagesystem gehört, welches sich in diesen Regionen da oben anwenden ließe!“ sagte der Doctor. „Und Sie thun meinem Willen jetzt zu viel Ehre an; ich sage Ihnen, daß er sich in einem Zustande des Rostes und der Stagnation befindet, und ich sehe gegenwärtig keinen Abgrund, in welchen ich hinabstürzen könnte. Wenn dies einmal der Fall ist, dann verspreche ich, an Sie zu denken, wenn dieser Gedanke nicht auch mit hinweggeschwemmt wird. Wirklich, Linden,“ sagte er mit freundlicherem Ausdrucke als Mr. Linden wäh-

rend der ganzen Reise bis jetzt an ihm wahrgenommen, „ich glaube an Sie, und ich will, obschon ich glaube, daß meine Worte Ihnen nicht besser erscheinen als der Schaum der Fluthen, von welchen Sie sprachen. Wollen Sie ein wenig mit mir auf und ab spazieren? Motley machte mich schläfrig, aber Sie haben wenigstens etwas Gutes gethan, Sie haben mich zu dem Wunsche nach Thätigkeit aufgerüttelt."

Es war merkwürdig, wie die Macht des Charakters und die des Einflusses die Eifersucht und Leidenschaft bekämpft, ja sogar gekränkten Stolz erstickt und den Weltmann bewogen hatte, die Wahrheit zu sprechen. Mr. Linden erhob sich, begann aber den Spaziergang nicht sofort, denn indem er mit einer Geberde, welche sowohl Rücksicht als Kummer und innige Bitte aussprach, die eine Hand auf die Schulter des Doctors legte, stand er schweigend da und schauete in die Ferne nach dem Farbenspiel im Westen.

„Doctor Harrison," sagte er, „ich glaube, Ihre Mutter und die meinige sind innige Freunde im Himmel; gebe Gott, daß auch wir es sein mögen!"

Dann dreheten sich Beide herum und begannen mit einander ihren Spaziergang. Er dauerte, bis sie zum Thee gerufen wurden, und von dieser Zeit

an, bis sie in den Hafen einliefen, ging der Doctor seinem alten Freunde nicht mehr aus dem Wege. Sein ganzes Wesen war verändert. Wenn er keinen Genuß an Mr. Linden's Gesellschaft fand, so fand er etwas Anderes, was Werth für ihn hatte. Von Abneigung oder Widerwillen war kein Schatten mehr zu bemerken, und als sie, nachdem sie an's Land gestiegen, sich trennten, lebte in Doctor Harrison's Herzen allerdings vielleicht die Hoffnung, daß er Mr. Linden nie wiedersehen möchte, aber auch eben so gewiß ein Gefühl von Schmerz und Reue.

Faith wußte lange Zeit von all' Diesem Nichts weiter als was sie in einer Zeitung las, wo sie unter einer Menge gleichgültiger Passagiere in der Liste des Vulkan's auch die Namen „Doctor Harrison und J. E. Linden" fand.

Zwölftes Kapitel.

Faith und ihre Mutter saßen allein beim Frühstück. Ungefähr vierzehn Tage ernster Ruhe waren auf den vorangegangenen freudenreichen Monat gefolgt, ohne daß viele Unterbrechungen vorgekommen wären. Draußen hatte die schöne Jahreszeit sich immer üppiger zur Blüthe entwickelt, im Innern des Hauses aber zeigten sich jetzt wenig Blumen, und Faith's schmuckloser Anzug verrieth von selbst, daß Mr. Linden abwesend war. Rosen lugten allerdings durch die Fenster und steckten ihre Köpfe zwischen den Gardinen herein, aber Niemand lud sie ein, hereinzukommen.

Nicht so zudringlich wie die Rosen und dennoch des Willkommenseins weit sicherer, pochte Reuben Taylor während des Frühstücks an die Thür und verscheuchte die abstracten Gedanken, welche um die

Kaffeekanne herumschwebten und sich mit deren Dunstwolke mischten.

„Setze Dich, Reuben," sagte Faith, indem sie aufsprang, „hier ist Platz für Dich — ich will Dir gleich einen Teller holen."

Reuben antwortete blos: „Ein Brief, Miß Faith!" gab ihn ihr in die Hände und ging mit raschen Schritten wieder fort. Auf der Rückseite des Briefes in der einen Ecke stand geschrieben: „Auf der Hälfte des Weges von dem Dampfschiffe Vulkan durch eine starke Hand an Bord des „Eisbär" geworfen."

Nun bedurfte es keiner Blumen mehr im Hause, denn Faith stand in eine Rose der Sommerfreude verwandelt am Tische.

„Mutter!" rief sie, „der Brief kommt von der See — von der Hälfte des Weges."

„Von der See! von der Hälfte des Weges!" wiederholte ihre Mutter. „Kind, was schwatzest Du? Du willst doch nicht sagen, Mr. Linden habe es möglich gemacht, einen Brief hierher zurückschwimmen zu lassen?"

Faith hörte kaum. Eine Minute lang stand sie da mit Augen, wie Mr. Motley sie so graphisch geschildert, erbrach das Siegel mit eiligen Fingern und eilte dann fort.

Das Frühstück und Mistreß Derrick warteten — sie warteten lange, ehe Faith wiederkam, um kalt gewordenen Kaffee zu trinken, der nach Nichts als Seeluft schmeckte und deßhalb sehr stärkend war.

Diese stärkende Wirkung hielt den ganzen Tag hindurch aus. Funfzig Mal wenigstens sahen die Mondstrahlen ihrer Augen eine „starke Hand“ das Packet über die Meereswogen hinwegschleudern, welche die beiden Dampfer trennten. Der Capitain des „Eisbär“ konnte errathen, aber Faith wußte, daß auch ein starkes Herz es gethan hatte. Und als Faith mit ihrer Arbeit fertig war, steckte sie zur Ehre des Tages eine Rose in den Gürtel und setzte sich sehr glücklich zu ihren Büchern nieder. Die Bücher nahmen ihre Aufmerksamkeit sehr in Anspruch, und es war später als gewöhnlich, als sie zum Thee herunterkam, aber Mistreß Derrick war ausgegangen. Dies war weiter nichts Auffälliges. Faith besorgte einige häusliche Verrichtungen und setzte sich dann an das offene Fenster, um zu warten.

Nach einiger Zeit kam ihre Mutter langsam die Straße herab, öffnete und schloß das Pförtchen mit derselben Langsamkeit und kam dann mit ermüdeter und doch aufgeregter Miene die Treppe herauf. In der Vorhalle kam Faith ihr entgegen und küßte sie.

„Wo bist Du gewesen, Mutter? Der Thee ist längst fertig!“

„Mein gutes Kind,“ entgegnete Mistreß Derrick, „wie froh bin ich, daß Du heute Morgen diesen Brief erhalten hast.“

Faith lächelte. Sie hatte es allerdings nicht vergessen, aber es ließ sich nicht erwarten, daß die Sache auch Mistreß Derrick's Erinnerung eben so gegenwärtig wäre. Dennoch fühlte sie beinahe in demselben Augenblicke, daß ihre Mutter gewiß guten Grund hatte, es zu erwähnen.

„Wo bist Du denn gewesen, Mutter?“ fragte Faith nochmals.

„Bei Squire Stoutenburgh's,“ entgegnete Mrß. Derrick, indem sie sich müde in den Schaukelstuhl setzte. „Sie waren aber alle nicht zu Hause — sie hatten einen Ausflug nach Pequot gemacht. Somit war meine Mühe umsonst.“

Faith nahm ihr den Hut ab.

„Was wolltest Du denn bei Squire Stoutenburgh?“ fragte sie.

„Ich wünschte ihn zu sprechen,“ sagte Mistreß Derrick. „Squire Deacon war hier, Faith.“

„Wie! Er ist wieder da? Was will er denn?“

„Wieder hier leben wahrscheinlich. Er ist verheirathet — das ist wenigstens Eins. Was er hier

wollte? — Mein Himmel, die alte Geschichte, Faith — er will unser Haus."

„Wünscht er es denn sehr, Mutter?"

„Ja wohl, Kind — aber mir ist es, als könnte ich in Pattaquasset in gar keinem andern Hause leben. Deßhalb dachte ich, Mr. Stoutenburgh könnte ihn vielleicht wenigstens bis nächstes Jahr hinhalten, Faith," setzte Mistreß Derrick hinzu, indem sie zugleich ein wenig zu lächeln versuchte.

Faith trug ihrer Mutter den Thee auf und überlegte dabei mancherlei Dinge. Als der Thee vorüber war und Mistreß Derrick wieder ihren Verrichtungen nachgehen wollte, wagte Faith eine Frage.

„Mutter, was glaubst Du wohl, was Squire Stoutenburgh thun kann, um uns zu helfen?"

„Das weiß ich selbst nicht recht, Kind; vielleicht kann er Sam Deacon überreden, uns das Haus zu lassen. Irgendwo müssen wir doch wohnen. Wenn ich mit ihm spreche, so nützt dies so viel wie Nichts, denn Du weißt, wie halsstarrig er ist. Ich werde deßhalb nochmals zu Squire Stoutenburgh gehen."

„Heute Abend, Mutter?"

„Ja, wenigstens dachte ich dies."

Faith setzte die Tassen zusammen und sagte dann:

„Mutter, laß mich gehen. Ich glaube, ich kann in dieser Angelegenheit dasselbe thun wie Du.“

„Aber Du scheinst mir auch müde zu sein, mein Kind,“ entgegnete Mistreß Derrick, obschon ihr die Worte ihrer Tochter eine Last vom Herzen zu nehmen schienen.

„Ich müde? Durchaus nicht,“ sagte Faith. „Ruhe nur aus, Mutter, und sorge Dich nicht,“ setzte sie hinzu und küßte sie. „Ich will meinen Hut aufsetzen und werde bald hin und wieder da sein.“

Das Sommerzwielicht dämmerte bereits, aber Faith wußte, daß sie einen Heimbegleiter haben würde, und überdies war die Straße zwischen den beiden Häusern dicht bebau't und vollkommen sicher. Das Abendroth war beinahe verschwunden, die Sterne schimmerten matt oben am blauen Himmel, ein sanfter Luftzug vom Meere her bewegte die Aeste und begleitete Faith auf ihrem Gange.

Dieser Gang war Faith sehr schmerzlich und unangenehm, einfach deßhalb, weil sie ein Jahr Frist zu erlangen suchen sollte. Wie sollte sie dies machen? Ihr Weg war jedoch klar — sie mußte es auswirken, wenn sie konnte.

Trotz dieses Popanzes schritt sie rasch und mit leichten Tritten die Straße entlang, denn andere Gedanken leisteten ihr Gesellschaft und das Bild ihres

kleinen fliegenden Packets zuckte immer und immer wieder ihr durch den Sinn.

Endlich erreichte sie Mr. Stoutenburgh's Thor und blieb stehen. Licht schien durch die Musselingardinen, und als ihr Tritt sich der Hausthür näherte, drang der unwillkommene, unterbrochene Schall von Stimmen und Gelächter hindurch. Ihr Anpochen war eine sehr unnöthige Formalität; eins der Kinder öffnete die Thür und führte Faith sofort in das Theezimmer, wo die Familie versammelt war.

Mistreß Stoutenburgh, die in ihrem leichten Sommeranzuge sehr hübsch aussah, saß zurückgelehnt auf dem Sopha und erklärte, sie sei todtmüde, ohne jedoch hierdurch das Mitleid der Kinder zu erwecken, welche sie seit dem Morgen nicht gesehen hatten. Der Squire selbst ging mit den Händen auf dem Rücken gemächlich auf und ab, indem er zuweilen über die Kinder lachte, zuweilen an ihrem Spiele Theil nahm. Rosenduft erfüllte das Zimmer, und das Lampenlicht konnte die scheidende Gluth des westlichen Horizonts noch nicht überstrahlen.

In diese Gruppe und Atmosphäre führte Linda den Gast mit der einfachen Meldung: „Mutter, es ist Miß Faith.“

„Miß Faith!“ rief Mistreß Stoutenburgh, indem sie aufsprang und die Kinder fortgehen hieß. „Linda,

Du sollst ein Stückchen Zucker bekommen! — Meine gute liebe Faith, was machen Sie denn? Und welcher glückliche Gedanke Ihres kleinen Herzens schickt Sie heute Abend hierher?“

Faith nahm auf Mrß. Stoutenburgh's Wunsch neben ihr auf dem Sopha Platz und antwortete:

„Wie ich bemerke, haben Sie Ihren Thee noch nicht getrunken. Ich wollte Mr. Stoutenburgh ein wenig bemühen — aber freilich wird es in drei Minuten nicht abgemacht sein.“

„O bitte!“ entgegnete der galante Squire, „mich können Sie nie zu lange bemühen, und wenn es drei Jahre wären.“

„Aber, Faith,“ sagte Mistreß Stoutenburgh, „da kommt der Thee, und ohne meinen Mann können Sie nicht nach Hause gehen, und übrigens weiß ich, daß er durch Nichts mehr befähigt wird, von Geschäften zu sprechen, als wenn er vorher Gelegenheit gehabt hat, seinen Appetit zu stillen.“

Faith lachte und setzte sich wieder. Dann nahm sie auf nochmalige Einladung an dem Theetische Platz. Nachdem man unter allerlei Geplauder dieses leichte Souper eingenommen, begab man sich in das Gesellschaftszimmer, in welches die Kinder keinen Zutritt hatten.

„Wenn Sie wünschen, daß auch ich mich entferne,

Faith," sagte Mistreß Stoutenburgh, indem sie die Lampe zurecht stellte und die Gardinen zuzog, „so will ich gehen."

„O nein, das wünsche ich durchaus nicht," entgegnete Faith, und fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Es handelt sich um eine Angelegenheit meiner Mutter. Squire Deacon ist wieder da, Mr. Stoutenburgh."

„Ich weiß es," entgegnete der Squire. „Ich hörte es kurz zuvor, ehe Sie kamen. Aber er ist verheirathet, Miß Faith."

„Das stellt ihn noch nicht zufrieden," sagte Faith, „denn er will unsere Farm haben."

„Der Schurke," sagte Mr. Stoutenburgh, in gedämpftem, aber nachdrücklichem Tone. „Wahrscheinlich macht er den alten Anspruch geltend. Wie steht die Sache denn jetzt?"

„Immer noch wie sonst, Sir; er hat ein Recht auf das Besitzthum. Die Hypothek ruht darauf, wir sind nicht im Stande gewesen, mehr zu bezahlen als die Zinsen, und die geben natürlich einen kleinen Ertrag von der Farm."

Faith schwieg. Mistreß Stoutenburgh verhielt sich ebenfalls stumm und ließ ihre Blicke ängstlich von Einem zum Andern schweifen. Was der Squire

bei sich dachte, ließ sich aus seinen Mienen nicht errathen.

„Ja, ja," sagte er, „so ist es. Ihr armer Vater lebte nicht lange genug, um mehr als die zweite Zahlung abzutragen. Ich weiß nicht, warum ich ihn arm nenne — jetzt ist er ja reich genug. Aber Sam Deacon! — allerdings wird der sich mit diesem Betrage nicht begnügen. Was gedenkt denn Ihre Mutter zu thun, Miß Faith? — Hat sie Sam gesprochen? Was sagt er denn?"

„Er ist diesen Nachmittag dagewesen, Sir. Er will das Besitzthum durchaus haben, sagt meine Mutter; diese aber möchte das alte Haus nicht gern verlassen," sagte Faith langsam. „Er will die Farm haben, aber meine Mutter dachte, wenn Sie, Mr. Stoutenburgh, mit Mr. Deacon sprechen wollten, so ließe er uns vielleicht in dem Hause bleiben, — blos in dem Hause, ohne etwas Anderes — wenigstens noch auf ein Jahr. Meine Mutter wünschte also, das Sie mit ihm sprächen, obschon ich für meine Person nicht glaube, daß es viel helfen wird."

Mr. Stoutenburgh stand sehr energisch von seinem Stuhle auf und stellte sich vor sie.

„Liebe Miß Faith," sagte er, „er soll es thun. Wenn es Jemand anders wäre, so wollte ich mich anheischig machen, ihn noch zu etwas mehr zu bewegen,

aber Sam muß stets irgend Etwas haben, womit er sich amüsirt, und ich fürchte, daß er dies da nicht so kostspielig machen kann als das, was er zuletzt versuchte. Sagen Sie Ihrer Mutter, Miß Faith, sie solle in ihrem Hause bleiben, bis sie lieber in das Ihrige gehen wollen wird. Ich hoffe, daß dies nicht über ein Jahr dauern wird; aber wenn es auch länger dauerte, so soll sie jedenfalls bleiben."

„So ist's recht, Mann," sagte Mistreß Stoutenburgh, in die Hände klatschend.

Ob Faith es auch für recht und gut hielt, war die Frage. Sie dankte nicht einmal Mr. Stoutenburgh für seine energische Freundlichkeit, sondern heftete die Augen auf den Boden und schwieg. Dennoch schien es, als ob sie noch mehr zu sagen hätte, denn sie machte keine Bewegung, um zu gehen. Sie saß einige Minuten ganz still, bis sie endlich ihre Augen wieder zu Mr. Stoutenburgh's Gesichte emporhob und in ernstem Tone sagte:

„Meine Mutter wird sich sehr freuen, wenn ich ihr dies sage, Sir."

„Sie soll sich keine Sorge machen. Aber sagen Sie ihr, liebes Kind," fuhr der Squire fort, indem er in seinem Eifer abermals vergaß, auf welchem Terrain er sich bewegte, „sagen Sie ihr, sie solle Sam unter keiner Bedingung sagen, warum sie in

dem Hause zu bleiben wünscht. Wollen Sie das nicht vergessen, Miß Faith?"

„Aber ich glaube, das muß er wissen — oder es errathen, Mr. Stoutenburgh. Meine Mutter sagt, sie könne sich einmal nicht an den Gedanken gewöhnen, in irgend einem andern Hause von Pattaquasset zu wohnen."

„Meine liebe Miß Faith," sagte Mr. Stoutenburgh, „ich meine, sie soll ihm nicht sagen, warum sie gerade noch ein Jahr in dem Hause zu bleiben wünscht! Das ist es, was Sam nicht wissen darf. Ich bin allemal sehr ungeschickt in der Wahl meiner Worte."

Faith mußte wieder einige Minuten warten, ehe sie weiter sprechen konnte. Mistreß Stoutenburgh sprach zuerst, denn der Squire ging auf und ab und zankte sich ohne Zweifel in Gedanken mit Mr. Deacon.

„Ach, wie freue ich mich!" sagte sie mit freundlich funkelnden Augen; „ich fühle mich so wohl und glücklich, daß ich weinen könnte, und wenn die Zeit kommt, werde ich es sicherlich auch thun. Liebe Faith, sind Sie auch wegen jener andern Angelegenheit jetzt vollkommen beruhigt?"

„Was meinen Sie? Wegen Mr. Deacon?"

„Allerdings," entgegnete Mistreß Stoutenburgh

lachend; „ist er nicht der Einzige, wegen dessen Sie unruhig gewesen sind?“

„Ich bin jetzt nicht unruhig,“ sagte Faith. „Aber, Mr. Stoutenburgh, wenn Mr. Deacon die Farm wieder zurücknimmt, wem gehört dann das Heu, das Vieh und die Hof- und Ackergeräthschaften?“

„Alles, was auf dem Grund und Boden steht — was darauf wächs't, bleibt auch bei demselben. Dagegen gehört Alles, was unter Dach sich befindet und beweglich ist — Ihnen.“

„Dann ist also das Heu in der Scheune unser?“

„Alles, was in der Scheune ist.“

„In der Scheune ist ziemlich viel,“ sagte Faith, deren Züge sich aufheiterten. „Sie wissen, die Heu-Ernte war heuer eine ziemlich zeitige, unsere Wiesen liegen gut nach der Sonne und ein großer Theil des Heues ist herein. Mr. Deacon wird wahrscheinlich einen Miethzins für das Haus haben wollen, und ich glaube, das Heu wird ausreichen, um ihn zu bezahlen, wenn er auch viel verlangen sollte. Meine Kühe kann ich natürlich nicht verkaufen,“ setzte sie ein wenig lachend hinzu.

Ihre beiden Freunde — der Squire, der vor ihr stand, und seine Frau, die auf dem Sopha saß — sahen erst sie und dann einander an.

„Mein liebes Kind," hob der Squire an, „ich möchte eine Frage an Sie richten; ehe ich dies aber thue, muß ich Ihnen sagen — was Sie vielleicht nicht wissen — nämlich, welches Recht ich —"

„O schweig', Mann!" rief Mistreß Stoutenburgh; „gewiß stehst Du im Begriffe, etwas Entsetzliches zu sagen."

„Nein, durchaus nicht," sagte der Squire. „Jetzt weiß ich, was ich zu sagen habe und wie weit ich damit gehen kann. Ich wollte Ihnen blos sagen, Miß Faith, daß ich Ihr förmlich ernannter Vormund bin — und wenn ich daher Fragen thue, so werden Sie verstehen, warum."

Faith sah ihn erröthend, verwundernd und zweifelnd an.

„Davon habe ich ja noch nie Etwas gehört, Sir," sagte sie.

„Du solltest nicht sagen, förmlich," sagte die Frau des Squire, „Faith wird sonst glauben, sie stehe unter Deiner Aufsicht."

„Gesetzmäßig darf ich nicht sagen," entgegnete der Squire, „und ich habe es auch nicht gesagt. Nein, unter meiner Aufsicht steht sie nicht. Ich meine blos, Miß Faith," sagte er, sich zu ihr wendend, „daß ich beauftragt bin, Ihr Interesse wahrzunehmen,

bis dies von Jemandem geschehen wird, der dazu mehr Befähigung besitzt als ich."

„So ist's gut — gehe nicht weiter!" rief Mistreß Stoutenburgh.

„In dieser Richtung wenigstens nicht," sagte der Squire. „Also, Miß Faith, wenn Sam Deacon sich nun einmal auf diese Weise amüsiren will, wie ich sagte, was werden Sie thun? Bringt die Farm durchschnittlich so viel ein als das Haus kostet?"

Faith wunderte sich über sich selbst, daß es ihr in diesem Augenblicke gelang, die zwei Bestandtheile ihrer Natur genugsam zu trennen, um praktisch zu sein, aber sie antwortete: „Wir haben jedes Jahr die Zinsen für die Hypothek bezahlen können, Sir; das ist aber auch Alles. Sparen haben wir Nichts gekonnt."

Der Squire ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab und blieb dann wieder vor ihr stehen.

„Liebe Faith," sagte er, „Sie können jetzt nicht genau sagen, von welcher Art Ihre Pläne sein werden, und deßhalb will ich Sie auch heute Abend nicht weiter ausfragen; ich ersuche Sie blos, mich mit Sam Deacon und dem neuen Pächter und dem Heu und allem Andern machen zu lassen, was ich für gut finde. Wenn Sie übrigens Geld brauchen, so stehe ich stets zu Diensten."

Faith sah ihn mit einem Blicke an, wie er nur aus solchen Augen kommen konnte, und antwortete:

„Nein, Sir — wenn das Heu so viel einträgt als nöthig ist, um den Miethzins zu bezahlen, so brauche ich Nichts weiter. Mutter und ich kommen sehr gut durch. Wir werden Ihnen aber sehr verbunden sein, wenn Sie mit Mr. Deacon und wegen des Heues das Nöthige besorgen wollen. Mit dem Uebrigen kann ich, glaube ich, recht wohl allein zu Stande kommen. Ich werde die Kühe behalten und Butter machen," setzte sie mit lachendem Blicke hinzu.

„Miß Faith," sagte der Squire, „es ist doppelt unnöthig, daß Sie etwas mehr thun als Sie bis jetzt gethan haben. Jedermann weiß, daß dies genug ist. Erstens sind Sie Ihres Vaters Kind. Und weiter brauche ich Nichts zu sagen, so lange meine Börse nicht an beiden Enden ein Loch bekommt. Zweitens sind Sie mir von einem gewissen Jemand auf eine Weise empfohlen, über die ich mich nicht weiter auszusprechen brauche. Wenn ich Ihnen seinen Brief zeigen dürfte, Miß Faith, so würden Sie ganz meiner Meinung sein. „Ich soll für Sie sorgen, wie er selbst thun würde," damit ist Alles gesagt, und wenn ich auch dieser Instruction vielleicht nicht zur Hälfte genügen kann, so ist dies kein Grund, daß ich es nicht wenigstens zum vierten Theil ermögliche."

Nachdem noch einige Zeit auf diese Weise hin und her gesprochen worden, und Faith über ihre Zukunft vollständig beruhigt worden war, sagte sie Mistreß Stoutenburgh liebreich gute Nacht und wanderte dann an dem Arme des Squire nach Hause.

Ende des fünften Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.

Zehnte Serie.

1. **M. Goldschmidt**, Heimathlos. 2. Bd.
2. **Charles Dickens**, Schwere Zeiten. Ein Roman. 1. Bd.
3—5. **A. Pendennis (Thackeray)**, Die Newcomes. 1.—3. Bd.
6. **M. Goldschmidt**, Heimathlos. 3. Bd.
7. **Charles Dickens**, Schwere Zeiten. Ein Roman. 2. Bd.
8. **Mrß. Crowe**, Linny Lockwood, oder das Leben einer Vielgeprüften. 6. Bd.
9. 10. **Charles Dickens**, Schwere Zeiten. Ein Roman. 3. u. 4. Bd.
11. **A. Dumas**, Denkwürdigkeiten eines Arztes. (Die Gräfin von Charny.) 31. Bd.
12. 13. **A. Dumas**, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. 18. u. 19. Bd.
14. 15. **A. Dumas**, Denkwürdigkeiten eines Arztes. (Die Gräfin von Charny.) 32. u. 33. Bd.
16—18. **Mrß. Crowe**, Die Nixen. Romant. Erzählung. 3 Bde.
19. 20. **A. Dumas**, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. 20. u. 21. Bd.
21. **A. Dumas**, Denkwürdigkeiten eines Arztes. (Die Gräfin von Charny.) 34. Bd.
22. 23. **A. Pendennis (Thackeray)**, Die Newcomes. 4. u. 5. Bd.
24. **M. Goldschmidt**, Heimathlos. 4. Bd.
25—27. **Z. Topelius**, Erzählungen eines alten Feldscheerers. 3 Bde.
28. 29. **A. Dumas**, Denkwürdigkeiten eines Arztes. (Die Gräfin von Charny.) 35. u. 36. Bd.
30—34. **Fr. Lubojatzky**, Neue Erzählungen. 1.—5. Bd.
35—39. **Julia Kavanagh**, Grace Lee. 5 Bde.
40. 41. **A. Pendennis (Thackeray)**, Die Newcomes. 6. u. 7. Bd.
42—46. **Flygare-Carlén**, Ein launisches Weib. 5 Bde.
47—50. **L. Gozlan**, Georg III. 3.—6. Bd.
51—53. **A. Pendennis (Thackeray)**, Die Newcomes. 8.—10. Bd.
54—56. **M. Goldschmidt**, Ein Jude. 3 Bde.
57. 58. **Paula Herbst**, Ture Horn. 2 Bde.
59. 60. **Fr. Lubojatzky**, Neue Erzählungen. 6. u. 7. Bd.
61—63. **J. Satori (Neumann)**, Die Geheimnisse von Benebridge Hall. 3 Bde.
64. 65. **Julia Kavanagh**, Rachel Gray. 2 Bde.
66. 67. **Paula Herbst**, Ueberall zu spät. 2 Bde.
68—70. **Das Jagdschloß Hohenstein.** 3 Bde.
71—73. **Capitain Mayne Reid**, Die Buschknaben. 3 Bde.
74—79. **Miß Jane Porter**, Der Herzog von Ripperda. 6 Bde.
80—82. **José de Larra**, Der Doncel. 3 Bde.
83—85. **Francesco Mastriani**, Die Blinde von Sorrent. 3 Bde.
86—91. **Elisabeth Wetherell**, Die Berge des Shatemuc. 6 Bde.
92—98. **Harriet Beecher Stowe**, Dred. 7 Bände.
99. 100. **A. D. van Buren-Schele**, Die Belagerung von Sebastopol. 2 Bde.

Verlags-Comptoir in Wurzen.

Wetherell, Elisabeth

Say and Seal oder Der Schulmeister von Pattaquasset Von Elisabeth Wetherell und Amy Lothrop. Deutsch von A. Kretzschmar

Bd.: 5 = 1117

Wurzen 1860